Die Belagerung von Rheinfels.

Geschichtlicher Roman

von

Gustav vom See,

Verfasser des „Egon", „Rance" ꝛc.

Erster Band.

Mit einer Ansicht von St. Goar und den Ruinen der Bergfestung Rheinfels.

Leipzig,
Adolph Wienbrack.
1850.

Vorrede.

So vielfachen Stoff die englische und französische Geschichte dem Romanschreiber bieten, um die Hauptzüge seiner Charaktere und Handlungen daraus zu entnehmen und sein Gemälde durch den reichen und werthvollen Rahmen der Geschichte zu verschönern; so wenig hat es bisher gelingen wollen, die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes in gleicher Weise zu benutzen, wenigstens bleiben die gemachten Versuche hinter den englischen und französischen weit zurück.

Die Hauptursache möchte hier, wie bei so vielen Uebelständen Deutschlands in seiner Zersplitterung und in dem Mangel eines Brennpunktes zu suchen sein, in welchem alle Strahlen zusammenflossen, alle Kräfte sich vereinten und gegen einander rieben. Die englischen und französischen Höfe zeigten sich von je her als

der Sammelpunkt aller hervorragenden Erscheinungen des ganzen Reiches; der Fürst oder die Fürstin waren ein lebendiges Bild der Eigenthümlichkeiten ihres Zeitalters; ihre Tugenden, ihre Laster, selbst ihre kleinen Schwächen spiegelten sich nicht nur auf ihre nächsten Umgebungen ab, sondern übertrugen sich auch, mehr oder weniger, auf die ganze Nation. Die Intriguen beider großen Höfe, das bewegte ereignißreiche Treiben der unruhigen volkreichen Hauptstädte, die Anhäufung ausgezeichneter, berühmter und berüchtigter Männer und Frauen in ihnen, machten sie stets zum Tummelplatz aller menschlichen Leidenschaften. Die Schilderung davon, in dem fremdartigen Gewande einer vergangenen Zeit, mit den Trägern schon bekannter interessanter Persönlichkeiten, in deren inneres und häusliches Leben der Leser hineinblicken kann, werden für den Romanschreiber noch lange einen dankbaren Stoff darbieten, welcher, geschickt und geistreich bearbeitet, sich immer des Beifalls des lesenden Publikums zu erfreuen haben wird.

Vergleicht man hiermit die kleinen deutschen Höfe: Ihre Geschichte ist theils an sich einförmig und lang-

weilig, theils sind die dort handelnden Personen unbedeutend und wenig bekannt, so daß sie im Roman kaum mehr als die Stelle eines erfundenen Charakters ausfüllen können; die Intriguen sind kleinlich und nur verzerrte Nachahmungen jener Vorbilder. Auch die beiden großen deutschen Staaten, Oesterreich und Preußen, der kaiserliche und der berliner Hof, so ereignißreich und ruhmvoll ihre Geschichte auch sein mag, bieten wenige Episoden und Charaktere, welche zur Darstellung in der Form des Romans geeignet wären.

Alle bis jetzt in dieser Beziehung gemachten Versuche haben wenigstens den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Es soll jedoch hiermit keineswegs gesagt sein, daß nicht dennoch ein geistreicher und begabter Schriftsteller diese Aufgabe einst lösen werde; hat doch Walter Scott, dessen klassische geschichtliche Romane man vergeblich in Frankreich nachzubilden sich bestrebte, und dann ebenfalls behauptete, die französische Geschichte eigne sich nicht dazu, den Stoff zum Romane herzugeben, den Franzosen durch seinen Quentin Durward erst selbst eines Besseren belehren müssen, ehe sie sich zu einer wenigstens einigermaßen würdigen Nachah-

mung dieses großen Vorbildes emporschwangen. Wir wollen daher die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch uns recht bald eine solche Belehrung und zwar nicht durch einen Fremden zu Theil werde.

Der Stoff des vorliegenden Buches ist einer wenig bekannten Specialgeschichte unseres Vaterlandes entnommen.

Ihr gehören auch, mit geringen Ausnahmen, alle in der Erzählung vorkommenden Personen an. Namentlich sind die romantischen Schicksale der Heldin der schönen Elsbeth, keine Erfindung, sondern beruhen actenmäßig in den Archiven der Stadt St. Goar, eben so ist Johannes Kretsch, dessen wenig poetischen Namen ich deshalb unverändert belassen, eine durch die Geschichte jener Stadt wohlbekannte Person. Erst die Franzosen haben, bei der unrühmlichen Besitznahme der Stadt und der Festung auf ihrem Rückzuge nach der glorreichen Schlacht bei Roßbach, das zu Ehren des Schützen Kretsch jährlich von der Schützengesellschaft gefeierte Fest aufgehoben, aber das Andenken an ihn hat sich dennoch bis auf den heutigen Tag erhalten.

Der beabsichtigte Verrath des Landgrafen Ernst, des-

sen langjährige Regierung sonst für St. Goar und Rheinfels eine der gesegnetsten gewesen, ist durch die von dem Friedensrichter Alexander Grebel, dessen beiden Schriften: „Geschichte der Festung Rheinfels" und „Geschichte der Stadt Goar," ich vorzugsweise die Quellen zu dieser Erzählung verdanke, außer Zweifel gestellt, und dürfte mehr, wie die leitenden Artikel unserer Zeitungen, beweisen, wenn es überhaupt noch eines solchen Beweises bedarf, wie nothwendig es sei, daß die Grenzen unseres Vaterlandes, und namentlich seine Festungen, der Obhut kleiner Fürsten entzogen und unter den sicheren Schirm einer Centralgewalt oder einer deutschen Großmacht gestellt werden.

Die ruhmvolle Belagerung von Rheinfels selbst, welche ich hier zu schildern versucht habe, gehört der deutschen, nicht der hessen-kasselschen oder der Katzenellenbogenschen Geschichte an. Der heldenmüthige Vertheidiger, der General von Görtz, ist ein deutscher Held, dessen Namen Clio längst in ihre Tafeln eingegraben hat.

Jetzt spiegeln sich die Ruinen der von den Franzosen zerstörten Festung, die großartigsten von allen an den Ufern des schönen Rhein, melancholisch in seinen

grünen Fluthen, auf welche sie einst stolz und beherrschend herabgeblickt und harren auf die Erfüllung der Zusage ihres edlen, ritterlichen Besitzers, Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen, um in verjüngter Form, wenn auch nicht mehr zum Schutze des deutschen Vaterlandes, aus ihren Trümmern zu erstehen. Dann wird auch wohl dort das Andenken an ihren tapferen Vertheidiger durch ein sichtbares Zeichen dem jetzigen und dem kommenden Geschlechte gesichert werden!

Breslau im Januar 1850.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Das Halsband.

Am Abende eines warmen heiteren Frühlingstages schwamm ein Schiff den Rhein hinab. Es war kein stolz dahin rauschender Dampfer, auch kein großes Handelsfahrzeug, sondern ein bescheidenes, höchst unbequem eingerichtetes und zugleich in seinen Bewegungen schwerfälliges Marktschiff, wie sie im Jahre 1691 sich in Gebrauch befanden. Dasselbe hatte die Stadt Oberwesel bereits im Rücken und näherte sich jener Stelle des Rheines, wo derselbe, am meisten von hohen Felsen eingeengt, seine bedeutendste Tiefe, 90 Fuß, erreicht. Das Licht der scheidenden Sonne lagerte auf dem röthlichen Gestein der alten Lorlei und die gegenüber liegenden Berge warfen dunkle, scharfe Schlagschatten auf die grünen, ruhig dahin fließenden Wasser des Stromes. Im Schiffe selbst befand sich eine

zahlreiche Gesellschaft aus den verschiedensten Elementen zusammen gesetzt, denn es gab damals keine andere Gelegenheit den Rhein zu bereisen, als diese Marktschiffe, und Jeder, den Beruf oder Neigung dazu veranlaßten, war genöthigt, sich ihrer zu bedienen. Es führte keine Straße, nicht einmal ein Fußsteig, unmittelbar am Ufer hin, die Felsen sprangen ohne Unterbrechung bis in die Fluthen hinab, und stiegen von da, unberührt von den Arbeiten der Menschen, zu den luftigen Höhen empor. Gefangene Spanier haben auf Befehl Napoleon's die große Rheinstraße gebaut, und gewiß voll Sehnsucht manchen Seufzer nach der fernen südlichen Heimath gesandt, während sie mühevoll tausende von Bohrlöchern in das harte Gestein gruben.

In gewohnter langsamer Weise bewegte sich das Marktschiff weiter. Obgleich ziemlich geräumig, war es doch gedrängt voller Menschen, die auf hölzernen Bänken saßen, welche an den Seiten hinliefen; in der Mitte befand sich ein schmaler Tisch von rohen Bretern, auf welchem verschiedene Flaschen und Trinkgeschirre standen, nebst allerlei Lebensmitteln, wie sie jeder der Reisenden zu seiner Nothdurft oder Bequemlichkeit mit sich führte. Zum Schutze gegen Regen und Sonne diente ein über Reifen gespannter leinener Ueberzug, den man jedoch an jenem Tage, des schönen Wetters wegen, abgenommen hatte.

An einem Ende des Schiffes führten mehrere Männer ein lebhaftes Gespräch.

„Also Ihr seid ein Franzose?“ sagte der Eine, ein kleiner, magerer, blasser Mensch, dessen Kleidungsstücke ihm dennoch viel zu klein und zu eng waren; „Ihr glaubt doch nicht etwa, daß dies Euch hier zur Empfehlung gereichen soll?“

Der Angeredete war ein stattlicher, schlanker Jüngling, mit schwarzen Augen, blasser Gesichtsfarbe, welche durch einen dunkeln Bart noch mehr hervorgehoben wurde; seine Kleidung, obwohl ohne allen Prunk, sowie sein Benehmen, bewiesen, daß er nicht der unteren Klasse der Gesellschaft angehörte.

„Wie ich sagte,“ erwiederte er, in nicht ganz geläufigem Deutsch, „ich bin ein Franzose, oder ich war es vielmehr, denn ich habe das Heer Sr. Majestät des Königs Ludwig verlassen, und will nicht wieder nach Frankreich zurückkehren, sondern in Deutschland leben, wo es mir sehr gut gefällt.“

„So — verlassen? ich verstehe,“ erwiederte der Andere, „wollte Gott, alle Franzosen, d. h. alle französischen Soldaten hätten gleiche Gesinnung.“

„Das wäre doch sehr schlimm,“ fiel ein Dritter ein, ein stämmiger Lohgärber aus St. Goar, „was sollen wir mit solchem Gesindel machen? Eben komme ich von So-

bernheim an der Nahe, Ihr habt vielleicht von dem schönen Städtchen gehört, ich habe eine Tante dort. — Es ist nichts mehr da, von der ganzen Stadt! Die Franzosen haben sie an allen vier Ecken anstecken und bis auf den Grund niederbrennen lassen, und zwar durch die Bauern aus den Dörfern, denen auch Alles verbrannt und gemordet werden sollte, wenn sie nicht Sobernheim anstecken wollten. Da haben Die's denn gethan; so'n Bauer thut Alles, wenn er Gewalt sieht, und die Franzosen haben um die brennende Stadt gestanden, damit ja nichts unversehrt bleibe, und haben schlechte Witze dazu gerissen und die armen Einwohner in ihrem Jammer verhöhnt und verlacht. So etwas kann nur ein Franzose fertig bringen, kein Heide und Türke wäre dazu im Stande!"

„Schwatzt nicht von Sobernheim, Nachbar," sagte ein breitschultriger Küfer, „Ihr solltet die schöne Pfalz einmal sehen. Ihr werdet's gelesen haben, daß die Franzosen dort gotteslästerlich gehaust, es hat im Reichsboten gestanden; aber man macht sich keinen Begriff davon, wenn man's nicht selbst gesehen hat. Ich wollt' Wein kaufen an der Hardt, Ihr wißt, ich treibe so einen kleinen Weinhandel, Ihr habt ja selbst ein Fäßchen Deidesheimer 83r von mir erhalten — du lieber Gott, Wein kaufen! Alles ist eine große Wüstenei! Von Worms

und Speyer stehen nur ein Paar Kirchen und etwelche Häuser, die durchaus nicht haben abbrennen wollen; — sonst ist Alles ein Haufen von Schutt und Trümmern. Die Dörfer sind meilenweit niedergebrannt, die Felder nicht bestellt, das Vieh gestohlen, die Menschen gemordet, Alles geraubt, geplündert, zerstört — es ist mit Worten nicht zu beschreiben! Und was haben die armen Leut' den Hundsföttern von Franzosen gethan? gar nichts! Was haben ihnen die Städt' gethan? auch nichts! Keiner hat ihnen was gethan, aus purer, reiner Mord- und Raublust haben sie Alles in Rauch und Flammen aufgehen lassen."

„Ja, und das Schändlichste ist dabei," sagte ein Geistlicher, indem er seine lauernden tiefliegenden Augen mit einem frommen Aufschlag gen Himmel richtete, „das Schändlichste ist, daß man weder Kirchen, noch Klöster verschont, daß man alle Gebäude des Herrn ebenfalls zerstört hat. Der König von Frankreich nennt sich selbst den Allerchristlichsten König, wie kann er diesen Namen mit seinen Handlungen in Einklang bringen, wie will er diese überhaupt einst vor dem Throne Gottes verantworten?"

„Ach, Geschwätz," erwiederte der Lohgärber, „was denkt so'n Mann wie der französische König an Verantworten, und sein Titel ist reines dummes Zeug, wir sind

Protestanten, und wissen, was von solchem Christenthum zu halten ist."

Der Geistliche, es war ein katholischer, warf einen stechenden Blick auf den Lohgärber, ohne jedoch etwas zu erwiedern.

„Wir kommen sogleich an der Lorlei vorbei," fiel der Faßbinder wieder ein, „ich wollte sie säße noch oben, wie in früheren Zeiten, und der französische Ludwig führe vorüber, — er ist ja jetzt so versessen auf alte Weiber, nachdem er für die jungen zu alt geworden; die Lorlei könnte ihm dann was vorsingen, damit er ersöffe, hier auf dieser Stelle, wo der Rhein keinen Grund hat."

„Ich theile Euren Unwillen," erwiederte der junge Franzose mit Pathos, „nie habe ich mich mit diesen grausamen Maßregeln befreunden können, wodurch man, nur zum Schutze der Grenze, einen der schönsten Länderstriche der Erde in eine Wüste verwandelt hat. Lediglich aus dieser Ursache habe ich den französischen Dienst verlassen, und bin entschlossen niemals mehr nach Frankreich zurückzukehren."

„Sehr edel!" sagte der Lohgärber, indem er sein Glas an den Mund setzte und es, mit den Augen blinzelnd, auf einen Zug leerte.

„Ja, sehr edel!" wiederholte der Faßbinder, in gleicher Weise trinkend. Der Geistliche warf dem Franzosen

einen lauernden Blick zu. „Und wo denken Sie sich vorläufig nieder-zu-lassen, mein Herr?“ fragte er.

„In St. Goar, ich habe Empfehlungen an den dortigen Caplan Schleicher und beabsichtige in landgräfliche Kriegsdienste zu treten.“

„Nun, der Herr Caplan Schleicher sitzen an Eurer Seite,“ sprach lächelnd der Lohgärber.

„Der bin ich, mein Herr,“ bestätigte der Geistliche, seinen Empfohlenen scharf betrachtend.

„Ich werde mir die Ehre geben, Ihnen meinen Besuch abzustatten und die Empfehlungsschreiben vorzulegen,“ sagte artig der Franzose, indem er nun auch seiner Seits dem Caplan eine größere Aufmerksamkeit zuwendete; „darf ich Sie gleich mit meinem Besuche behelligen, wenn wir angekommen sind?“

„Oho! so geht das nicht, junger Herr,“ fiel der Faßbinder ein, „erst müßt Ihr an's Halsband, und wollt Ihr nicht einen Eimer Wasser über Euch haben, mit in's Wirthshaus, und da möchte leicht für heute aus dem Besuche nichts mehr werden.“

„An's Halsband? was heißt das an's Halsband? ich bin nicht gewohnt mich in Fesseln schlagen zu lassen,“ sagte stolz der Franzose.

„Hilft Alles nichts, ob Ihr's gewohnt seid, oder nicht, Ihr kommt nicht dran vorbei; es haben Kaiser und Kö-

nige, Grafen und Herren daran gestanden, da wird sich ein ver — — ein reisender Franzose auch wohl fügen müssen!"

„Wenn Ihr mir erlaubt, erkläre ich Euch den alten Gebrauch, mein Herr," sagte der Geistliche, dem die steigende Aufregung des jungen Mannes nicht entging; „es ist nichts damit verbunden, was Eurer Ehre irgend zu nahe treten könnte.

An der Stelle, wo wir jetzt vorüber fahren, dort am linken Ufer in jener Felsspalte, war die Clause des heiligen Goar, wovon die Stadt ihren Namen hat; später wurde dort eine Capelle gebaut. Wie in alten Urkunden zu lesen, beabsichtigte Karl der Große sein Königreich unter seine beiden Söhne, Karl und Pipin, bei seinem Leben zu theilen, womit jedoch der jüngere Pipin nicht einverstanden war, vielmehr suchte er den älteren Bruder auf das Heftigste während dreier Jahre zu verfolgen. Als der Kaiser Karl darauf einst eine Reise den Rhein hinunter machte, schickte er seinen Sohn Karl in die Capelle des heiligen Goar, um daselbst zu beten. Kurze Zeit nachher trat zufällig auch der jüngere Pipin in die Capelle und, da er seines gehaßten Bruders ansichtig wurde, ergrimmte er sehr und wollte ihn auf der Stelle tödten. Der heilige Goar verwandelte jedoch den großen Haß der Brüder plötzlich in die heftigste Liebe,

so daß sie sich in die Arme fielen und vor Freuden weinten.

Nachdem sie von da an zu ihrem Vater glücklich den Rhein hinunter gefahren und von ihm mit großem Vergnügen empfangen waren, machte dieser zum Andenken der Vereinigung seiner Söhne, zum Besten des Hospitals und armer Vorüberreisenden, nicht nur eine Stiftung, sondern ordnete auch ein silbernes Hals- oder Hanse- (Hansze) Band an, welches von dieser Zeit an in Ausübung geblieben ist."

„Und worin besteht diese?"

„Das laßt mich Euch erzählen," fiel der Faßbinder ein; „es hat einen nahen Zusammenhang mit meinem Handwerk. Nachdem Karl der Große jene Stiftung gemacht, kamen viele arme Reisende und baten um einen Zehrpfennig; da aber die Geistlichkeit nicht gern etwas umsonst ertheilt, was ihr nicht doppelt wieder vergolten wird, so führte man den Brauch ein, daß alle Reisende in der Gruft des heiligen Goar, nach verrichtetem Gebete, ein ansehnliches Opfer niederlegen mußten, damit ihnen auf ihrer Weiterfahrt kein Unglück begegne. Hiervon hat unser Hospital seinen Ursprung, was später die Spanier geplündert, und was Gott, nebst unserer Stadt, vor den Franzosen gnädig bewahren möge. Zur Ergötzung der Reisenden ordnete man zugleich das Halsband an. Das-

selbe war, nachdem das von Karl dem Großen gegebene silberne verloren gegangen, von Eisen. Als jedoch der unglückliche Kurfürst Friedrich von der Pfalz, nachmaliger König von Böhmen, seine Gemahlin Elisabeth, König Jacob's von England Tochter, nach Heidelberg den Rhein herauf geführt, verhieß er, seiner Gemahlin wegen, ein silbernes Halsband, schenkte aber später, wahrscheinlich weil er Diebstahl befürchtete, eins von Messing und einen silbernen Becher, woraus der Gehansete noch jetzt trinkt. Das Hals- oder Hanseband befindet sich am Zollhaus nahe der Hauptwache, und ein Jeder, welcher zuerst den Rhein hinauf oder hinab fährt, wird an das Halsband gelegt, und von seinen dazu ernannten Pathen gefragt, ob er mit Wasser oder mit Wein getauft sein wolle. Wählt er das Wasser, so wird ihm ein Eimer Wasser über den Leib geschüttet, weshalb auch nur von Wenigen diese Art der Taufe angesprochen wird. Entscheidet sich der Gehansete, wie in der Regel, für die Weintaufe — —"

„Hut ab!" rief der Schiffer, „wir fahren in die Bank!"

„Nun, Ihr werdet's ja sehen," flüsterte der Lohgärber, indem er gleich den übrigen Reisenden seine Mütze abzog und im Stillen ein Gebet sprach. Es herrschte eine lautlose Stille in dem kleinen Schiffe. Dasselbe schoß, von dem Strudel ergriffen, rasch hinüber nach dem rechten

Ufer und schwankte heftig in den wirbelnden Wogen. Bald befand es sich jedoch wieder in ruhigerem Fahrwasser, und nahm seine Richtung nach der Stadt St. Goar. Damals fuhr kein Schiff durch das Binger Loch, das wilde Gefähr, und die Bank, ohne daß Schiffer und Reisende ein Gebet sprachen, und manches Fahrzeug, manches Floß hat dort seinen Untergang gefunden. Jetzt brausen die Dampfer hindurch, ohne daß die Reisenden wissen und erfahren, wie sehr ihr Leben von der Kunstfertigkeit und Nüchternheit des Steuermannes abhängt, und daß eine Speiche des Rades zuviel auf oder abwärts gedreht, genügt, um dem Schiffe den unvermeidlichen Untergang zu bereiten.

Am Ufer wartete bereits eine Anzahl junger Leute auf das kommende Marktschiff. Kaum hatte es seinen Anker ausgeworfen und das Gangbret gelegt, so drängte man sich hinein mit Fragen und Geschrei mancherlei Art.

„Ruhe!" rief die weitschallende Stimme des Lohgärbers, „ruhig, Burschen, Niemand kann ja sein eigen Wort verstehen. Es ist kein Fremder im Schiff, der nicht schon den Rhein befahren, als dieser französische Herr, der ein heftiges Verlangen nach dem Halsband trägt!"

„Schön! herrlich! an das Halsband, er wähle sich seine Pathen," rief man vom Lande lachend und lärmend durcheinander.

„Laßt uns nur erst aussteigen, meine Herren, damit ich eine würdige Wahl zu treffen im Stande bin," entgegnete der Franzose, indem er mit den übrigen Reisenden den engen Schiffsraum verließ. Bald stand er im Kreise der ihn umgebenden jungen Burschen, und betrachtete dieselben mit prüfenden Blicken, ohne die mindeste Verlegenheit zu zeigen, fast wie ein Vorgesetzter seine Untergebenen mustert. Sein Auge weilte unwillkürlich auf einem stattlichen jungen Mann, der mit einem Schurzfell bekleidet unter den Anderen stand. Seine regelmäßigen, fast edlen Züge, seine lichtbraunen Locken, und die ernst blickenden dunkelblauen Augen, würden ihrem Eigner, auch wenn er den höchsten Ständen angehört hätte, zur Zierde gereicht haben.

„Ich wähle Sie, mein Herr, zu meinem Pathen," sagte der Franzose ihm verbindlich näher tretend.

„Ich heiße Johannes Kretsch," erwiederte der Angeredete; „bin Bürger von St. Goar, Drechslermeister und Schütze, und nehme gern das Amt eines Pathen an, doch, ist es nöthig, noch Einen zu wählen."

Der Franzose blickte wieder im Kreise umher. Als er seinen kleinen bleichwangigen Reisegefährten, mit den zu engen und zu kurzen Kleidern bemerkte, setzte er lächelnd hinzu: „Und Sie, mein Herr."

„Danke verbindlichst," sprach der Kleine, sichtbar er-

freut, „wird gern angenommen, heiße Crispin Scherer, bin Bürger von St. Goar, zwar noch Barbiergeselle, komme aber jetzt von der Wanderschaft zurück, und gedenke in wenigen Wochen mein Examen zum Meister zu bestehen."

Ein schallendes Gelächter der Umstehenden begleitete diese Rede des kleinen Barbiers.

„Es ist nun nach den Gesetzen des Halsbandsordens erforderlich, daß Ihr, ehe wir Euch das Halsband umlegen, ebenfalls Eueren Namen und Stand uns zu wissen thut," sagte Kretsch zu dem Franzosen gewandt.

„Sehr gern, ich heiße François de Rosier, bin, das heißt, war Lieutenant in Sr. Majestät des Königs von Frankreich Grenadieren, habe aber diesen Dienst quittirt, um mich in Deutschland niederzulassen."

Obgleich diese Mittheilung nicht mit sehr freundlichen Mienen von den Umstehenden aufgenommen wurde, so eilte man doch die Ceremonie zu vollziehen, damit die darauf folgende im Wirthshause bald beginnen könne.

An der einen Ecke des Zollhauses befand sich an einer eisernen Kette ein Halsband von Messing, welches dem Täufling um den Hals gelegt und zugeschlossen wurde. Das anwesende Volk bildete einen großen Kreis um den so Gefesselten. Darauf trat Kretsch mit einem

Eimer Wasser in der Hand vor und fragte: „Willst Du mit Wasser oder mit Wein getauft werden?"

Auf Rosier's Antwort: Mit Wein, schüttete Kretsch den Eimer Wasser auf die Erde, zum Theil dem kleinen Barbier über die Füße, welcher dadurch zu einem gewaltigen Seitensprunge veranlaßt wurde, und rief:

„Die Taufe findet statt in der Lilie, einem Jeden steht es frei derselben für sein Geld beizuwohnen."

Rosier ward wieder entfesselt, legte in die neben dem Halsband hängende Büchse eine Beisteuer für die Armen, und wurde von der Menge unter Lärmen und Lachen nach dem nahen schon damals berühmten Wirthshause zur Lilie begleitet. Der Reisende, welcher jetzt den Rhein hinauf oder hinab dampft und es der Mühe werth hält, in dem freundlichen St. Goar abzusteigen, findet in dem noch immer berühmten Gasthaus zur Lilie den Hansebecher, die Krone, das Hansebuch und die Statuten des Ordens, und kann viele berühmte Namen lesen, deren Eigner sich diesem alten Brauche unterzogen und demselben durch Sprüche und Verse gehuldigt haben.

Der Lilienwirth, Jodocus Luik, ein wohlbeleibter Fünfziger, empfing die Ankommenden mit pflichtschuldiger Ehrerbietung; er wußte aus Erfahrung, daß bei solchen Weintaufen sein Gewinn größer war, als der seiner Gäste.

Als die Gesellschaft sich um den langen eichnen Tisch gesetzt hatte, Rosier auf dem Ehrenplatze am oberen Ende, holte er eine alte messingene Krone, welche er dem Täufling unter tiefen Bücklingen aufsetzte und einen silbernen Becher, den Hansebecher, zu dessen Füllung es eines Maßes Weines bedurfte.

„Hört nun, ehrenwerther Gehänseter die Gesetze des Ordens, Ihr habt denselben bereits theilweise genügt, das Halsband hat Euren Hals geschmückt, und der Armen ist von Euch gedacht worden durch eine Gabe in die Hansebüchse. Noch habt Ihr die Taufe zu bestehen und zwar, nach Eurer eignen Wahl die Weintaufe, welche vorzunehmen wir jetzt im Begriffe sind. Dafür werdet Ihr in diesen von dem Kaiser Carolo magno selbst gestifteten hohen Orden des Hals= oder Hansebandes aufgenommen, und Euch alle Rechte desselben hierdurch ausdrücklich verliehen,- wohin vorzugsweise zu rechnen, die Fischerei auf dem Lorleifelsen und die Jagd in dem Strudel der Bank, welche Ihr von heute an ungehindert ausüben dürft. Leeret jetzt diesen silbernen Becher zu dreien Malen, auf die Gesundheit Sr. Majestät des Kaisers, unseres Herrn des Landgrafen zu Hessen, und zuletzt auf das Wohl der ganzen Gesellschaft; dasselbe haben die Herren Pathen zu wiederholen. Schließlich werdet Ihr, nebst den Herren Pathen, Eure Namen unter

Angabe von Jahr und Tag, mit Beidrückung Eurer Siegel, in das Matricul- und Hansebuch einschreiben."

„Es soll Alles nach Eurem Wunsche geschehen," sagte Rosier, indem er aufstand: „Also auf das Wohl Sr. Majestät des deutschen Kaisers."

Nicht ohne Mühe leerte er den beinah vollen Becher, und gab ihm dem Wirthe zurück.

„Ich bitte Euch," flüsterte er leise, „schüttet künftig nur wenig Wein in den Becher, es soll Euer Schade nicht sein."

„Verstehe, verstehe," entgegnete dieser, indem er den Becher wieder füllte und ihn an Kretsch reichte.

Die Ceremonie hatte nach einiger Zeit ihr Ende erreicht, Rosier vermerkte, da er fast nichts mehr getrunken, mit sicherer Hand seinen Namen in das Buch, während der kleine Barbier gar sonderbare Zeichen zur großen Belustigung der Uebrigen darin beschrieb. Wie es nicht anders sein konnte, hatte der rasche Genuß so vielen Weines eine im hohen Grade angeregte Stimmung hervorgerufen, und selbst Rosier empfand die Wirkung des in solchem Maße für ihn ungewohnten Getränkes.

Vor Allen tobten und lärmten der Lohgärber und der Faßbinder, das Gespräch begann sich mit den jüngsten politischen Ereignissen zu beschäftigen, man erzählte die Greuelthaten der Franzosen, schimpfte wacker auf sie, und

hieb ganze Armeen zusammen, wobei man vorzüglich bedauerte, daß sie gerade nicht zur Hand waren.

„Ja," schrie der Lohgärber, „es ist Jammerschade, daß die Herren Franzosen vor zwei Jahren nicht Stand gehalten, als sie ein Gelüste nach der Festung Rheinfels und unserer Stadt trugen. Rauben, morden und stehlen in den Dörfern, das verstanden sie, hier, wie überall, aber damit erstürmt man keine Schanzen. Der Commandant von Offlingen schickte den großmauligen Marschall Bouffleur ordentlich heim, sie wußten nicht schnell genug zu laufen, behielten aber doch noch so viel Zeit, die Hirsche aus dem Wildpark zu stehlen."

„Nun so arg wird's mit dem Laufen nicht gewesen sein," erwiederte Rosier gereizt; „man zog sich nach Oberwesel zurück, weil es niemals mit der Belagerung Ernst war."

„Hört doch!" schrie der Lohgärber; „nicht Ernst? hat der Boufflеur die Festung nicht zur Uebergabe aufgefordert? und ist er nicht erst fortgelaufen, als er, statt der Schlüssel, blaue Bohnen erhielt, und aus Furcht vor den Reichstruppen!"

„Vor den Reichstruppen?" lächelte spöttisch Rosier, „das klingt wirklich abenteuerlich."

„Abenteuerlich," rief jetzt ergrimmt der Faßbinder, indem er mit seiner gewaltigen Faust auf den Tisch schlug,

daß Gläser und Flaschen übereinander fielen; „Ihr nennt die Truppen des Reiches abenteuerlich? Ihr mögt wohl selbst ein Abenteurer, vielleicht noch etwas Schlimmeres sein! Aus Frankreich seid Ihr fortgelaufen, und hier wollt Ihr unsere Reichstruppen abenteuerlich finden? Heraus mit der Sprache, was seid Ihr eigentlich? — Gebt mir Bescheid: Tod und Verderben dem französischen Könige! Stoßt an, Herr Franzose! oder ich schlage Euch Eure Knochen alle einzeln in lauter kleine Stücke!“

„Niemals werde ich auf den Tod des Königs trinken,“ rief Rosier voll Erbitterung, indem er aufsprang und sich in Vertheidigungszustand setzte; „es sieht Euch ähnlich, Viele über einen wehrlosen Mann herzufallen.“

„Ihr wollt nicht, hergelaufener Franzose, wir wollen's Euch lehren!“ Mit diesen Worten ergriff der Faßbinder einen schweren Henkelkrug und holte zu einem gefährlichen Wurfe aus, als ihm Kretsch in den Arm fiel.

„Ruhig, Keller!“ rief er, „ruhig, sag' ich Dir! Ist er nicht im Halsband-Orden? bin ich nicht sein Pathe? Dürfen wir so die Gastfreundschaft mit Füßen treten? Wer ihn anrührt, hat es mit mir zu thun! Wo ist Crispin der Barbier, warum steht er nicht an meiner Seite?“

Der arme kleine Barbier war eingeschlafen und trotz des furchtbaren Lärmens nicht aufgewacht; als jedoch

jetzt in der augenblicklich eingetretenen Stille sein Name so laut gerufen wurde, fuhr er erschreckt aus dem Schlaf empor, schlug mit Händen und Füßen um sich, und fiel der Länge nach auf die Erde.

Dieser komische Fall des kleinen Barbiers stillte den Zorn der aufgeregten Gesellschaft wirksamer, als es die Anwendung von Gewalt würde gethan haben. Als der Kleine daher sich mit verwilderten Mienen und weit aufgerissenen Augen aus dem Gewirre von Stühlen wieder erhob, zwischen das er gerathen war, empfing ihn das gemeinsame schallende Gelächter aller Anwesenden, deren Zorn schnell verschwunden war, mit Ausnahme von Rosier, welcher seine Stellung nicht veränderte.

„Er hat über sein Examen nachgedacht," rief lachend der Lilienwirth; „es ist auch keine Kleinigkeit, sechs Tage über nichts, als über das Barbieren gefragt zu werden."

„Nicht doch, nicht doch," sagte der Faßbinder, indem er den noch immer taumelnden Crispin hoch in die Höhe hob, und ihn dann unsanft auf seinen Stuhl zurückfallen ließ; „er träumte von der ehrenwerthen Seifwasser, seligen Wittwe; er will das alte Barbierbecken heirathen, damit er mit drei Tage Examen davon kommt; aber die wird ihn dafür desto schärfer in's Gebet nehmen."

Ein erneuertes Gelächter begleitete diese Bemerkung.

In St. Goar bestand damals eine Barbier= und eine

Baderzunft. Die hochweise, medicinische Fakultät zu Gießen setzte auf sehr gelehrte Weise Beider Befugnisse fest, wonach sich die wundärztliche Praxis der letzteren nicht weiter, als bis zur Application von Schröpfköpfen erstrecken durfte. Die Barbiere mußten, um in die Zunft aufgenommen zu werden, nachdem sie drei Jahre auf der Wanderschaft gewesen, ein Examen, welches sechs Tage währte, bestehen; es sei denn, daß sie eines Barbiers Wittwe oder Tochter heiratheten, in welchem Falle das Examen um drei Tage abgekürzt wurde. Der kleine Crispin war eben von seinen Reisen zurückgekehrt und stand nun vor dem Examen. Die Wittwe des vor drei Jahren verstorbenen Barbiers Seifwasser, seines früheren Lehrherrn, hatte öfter nicht undeutlich die Hoffnung ihrer nochmaligen Verehlichung laut werden lassen, sobald ihr früherer Gesell, der kleine Crispin, zurückkommen würde, obgleich sie bereits längst über die Frühlingszeit ihres Lebens hinaus war.

Hierauf bezogen sich die Reden, durch welche man den armen Barbier zum Gegenstande des Spottes machte.

„Willst Du sie heirathen?" schrie ihm der Lohgärber in die Ohren. „Ist es wahr, Crispin, willst Du sie heirathen?"

„Wen? wen?" lallte Dieser, der nun erst wieder zum Bewußtsein kam.

„Die alte Seifwasser, ich rathe Dir, wähle einen Fasttag zur Hochzeit, denn an Fleisch wird keinenfalls bei ihr Ueberfluß sein.“

„Nein! nein!“ rief der Kleine, „die alte Schachtel, die — — lieber fall' ich durch's Examen — — lieber fall' ich — —“

Bei diesen Worten fiel er wirklich, wenn auch nur wieder auf die Erde, doch zur größten Belustigung der Anwesenden.

Während man sich beschäftigte, ihn wieder in die Höhe zu bringen, entfernte sich Roster unbemerkt. Erst als man sich zur Fortsetzung des Gelages anschickte, gewahrte man seine Abwesenheit.

„Wo ist der Franzose hingerathen,“ rief der Faßbinder; „ich hätte dem Burschen gern eine kleine Lection gegeben, was will er hier, was hat er hier zu suchen?“

„Es war Unrecht von Euch,“ entgegnete Kretsch, „einen Gast so zu behandeln, noch dazu, da er in den Orden des Halsbandes aufgenommen worden.“

„Ach! dummes Zeug, wer weiß, was er im Schilde führt, hättet Ihr Worms und Speyer gesehen, oder vielmehr die Stätten, wo die Städte gestanden, Ihr würdet anders von den Franzosen denken.“

Das Gespräch wurde durch den Eintritt eines Offiziers der auf der Festung Rheinfels lagernden Garnison

unterbrochen. Sie bestand im Ganzen nur aus dreihundert Mann hessisch-rheinfelsischer Truppen, obgleich die Festung erst vor zwei Jahren eine kurze Belagerung ausgehalten und der Krieg zwischen dem Reich und Frankreich noch im vollen Gange war.

Der Offizier wurde von den Anwesenden mit einer vorzugsweisen Zuvorkommenheit begrüßt, und setzte sich in dem Gefühle seiner Wichtigkeit an das obere Ende des Tisches. Er trug die steife Uniform der damaligen Zeit, welche besonders bei den kleinen deutschen Staaten am meisten ausgebildet war, gepudertes Haar, einen tüchtigen Zopf, enge weiße Beinkleider und hohe bis an das Knie reichende schwarze Gamaschen.

„Ihr spracht von Worms und Speyer," sagte er zu dem Faßbinder; „das sind alte Geschichten, aber jetzt wird es ernst und der stolze Ludwig möchte doch leicht die Rechnung ohne Wirth gemacht haben."

„Wie so? gibt's Neues?"

„Wie Ihr wißt, setzt Holland, England und Spanien den Krieg gegen Frankreich fort, dazu wird jetzt eine Reichsarmee von hunderttausend Mann aufgeboten, und sonach ist es einleuchtend, daß die Franzosen, von allen Seiten angegriffen, nicht widerstehen können."

„Man sollte es meinen," entgegnete Kretsch, „wenn Deutschland nur einig wäre."

„Ja, wenn es einig wäre," sagte der Faßbinder; „dann würde auch die Pfalz nicht verwüstet sein. Keine Nation hätte sich so etwas gefallen lassen, aber bei uns geht es immer Keinem etwas an, was eine Stunde von ihm auf fremdem, aber doch deutschem Boden geschieht, bis ihm der Feind selbst das Fell über die Ohren zieht, dann schreit er."

„Ja, das ist wahr," sprach man durcheinander, „es dauert Jahre lang, ehe eine Reichsarmee auf die Beine kommt, und wenn sie endlich fertig ist, zanken sich die Generale unter einander."

„Nun, was habt Ihr denn in der Pfalz gesehen," fragte der Offizier, indem er sich einschenkte.

„Erzählen läßt sich's nicht so, wie's wirklich gewesen ist. Erst haben die Franzosen, nachdem sie das Land ganz verwüstet und alle Dörfer niedergebrannt, sieben Monate in Speyer und Worms gelegen, alles Werthvolle weggeschleppt, und nach Willkür gemordet und geraubt. Dann wurde den armen Einwohnern angekündigt, des Königs Interesse mache es nöthig, die Städte Worms und Speyer ganz von der Erde zu vertilgen, die Einwohner könnten sich in die nächsten französischen Städte flüchten. Alles Bitten und Flehen war vergebens, die schönen, alten Städte wurden angezündet, und brannten bis auf den Grund nieder, da Niemand löschen durfte.

Sechs Wochen beschäftigten sich die Mordbrenner, die Trümmer und Keller zu durchsuchen, die zurückkehrenden Einwohner wurden niedergeschossen, oder, wenn es Weiber waren, geschändet. Man vergriff sich sogar an den Todten, die Kirchhöfe und Todtengewölbe wurden geplündert, die Gebeine der alten Kaiser, welche im Dom zu Speyer in zwei silbernen Särgen lagen, umher gestreut und das Silber geraubt.

„Der französische General, welcher diese Schandthaten ausführen ließ, heißt Herzog von Crequi! Hunderttausend an den Bettelstab gebrachte Menschen haben ihn und seinen großen König hunderttausendmal verflucht! aber damit ist's freilich nicht gethan, wenigstens nicht für dieses Leben. Als seine eignen Offiziere ihn fragten, was denn die armen Leute verbrochen hätten, daß man sie mit so gräßlicher Qual foltere, antwortete er: „Der König will es haben" und zeigte eine Liste von noch 1200 Städten und Dörfern vor, die ebenfalls alle vom Erdboden verschwinden sollten, worunter auch unsere Stadt befindlich ist."

„Wäre auch schon geschehen," sagte der Offizier mit Würde; „wenn droben die Festung nicht stände, aber die ist eine zu harte Nuß für die französischen Zähne, wie die Erfahrung gezeigt hat."

„Wollte Gott, daß Ihr wahr sprächet, Herr Haupt-

mann, aber die dreihundert Mann da oben werden dem Feinde nicht lange widerstehen können," entgegnete Kretsch; „auch bewahre uns der Himmel vor einer neuen Belagerung, denn unsere Stadt leidet am meisten dabei."

„Das läßt sich nicht ändern, Meister Kretsch; viel werden die Feinde der Stadt nicht thun, höchstens können sie dieselbe bombardiren, denn so lange Rheinfels und die Katz nicht genommen sind, kann sich der Feind weder in St. Goar, noch in St. Goarshausen halten."

„Nun, wir danken auch für das Bombardement," sprach der Lohgärber; „es möchte nicht viel von der Stadt übrig bleiben."

„Was nicht zu ändern ist, muß ertragen werden," erwiederte der Hauptmann; „aber Ihr dürft ganz ruhig sein, das Reich rüstet jetzt mit aller Macht, und, ehe der Herbst kommt, sind die Franzosen überall zurückgeschlagen."

„Das Reich — ja, das Reich — wenn's nur nicht wieder zu spät kommt, oder wenn sie sich nur nicht wieder zanken." Solche und ähnliche Bemerkungen machten die Anwesenden, indem sie kopfschüttelnd und mit bedenklichen Mienen das Wirthshaus verließen.

Zweites Kapitel.

Der Caplan.

Es ist ein altes Lied, das von der deutschen Einheit, man hat es schon lange, lange gesungen, ohne daß es viel mehr, als ein Lied geworden oder etwas Anderes, als ein Leid geblieben wäre. Es ist ein schöner Traum: die deutsche Einheit, lange träumt ihn Deutschland, wie es denn so Vieles lange träumt. Im vorigen Jahre fuhr es aus diesen Träumen empor, warf sich unruhig umher, sprach viel und geberdete sich wie ein Kranker in Fieberphantasien. Ob es endlich erwacht ist, zu festem, starkem, einigem Handeln entschlossen? Wer weiß es, wer kann es sagen? Jene in der Geschichte beispiellose Schmach hat Deutschland über sich ergehen lassen, ohne Wiedervergeltung an dem übermüthigen Feinde zu üben. Die damals geraubten Länder sind bis auf den heutigen Tag

französische Provinzen, und wenn auch die Sprache noch nicht ausgerottet, die Liebe und die Anhänglichkeit an das alte Vaterland ist längst in den neuen Geschlechtern erloschen. Noch eine weit größere, weit tiefere Erniedrigung mußte über Deutschland kommen, bis es aufstand, dürstend nach Rache für den an ihm verübten unerhörten Frevel. Wir sahen die Tage des Sieges und des Ruhmes, blutig wurde vergolten, was blutig verschuldet war. Zweimal wehten unsere Fahnen von den Zinnen der stolzen Hauptstadt des Feindes. Unsere Schuld wurde abgetragen, unsere Ehre, unsere Unabhängigkeit hergestellt. Damals war Deutschland einig! Möge die Erinnerung an jene erhabene Zeit, möge das täglich in jedem Einzelnen wachsende, stolze Bewußtsein einer großen, in Einigkeit unüberwindlichen Nation anzugehören, immer mehr erstarken, nie verlöschen! Wir werden dann niemals mehr nöthig haben, eine Schmach zu rächen, denn Niemand wird es wagen uns zu schmähen.

Am Morgen, welcher auf den eben beschriebenen Abend folgte, saß der Caplan Philipp Schleicher in seinem Zimmer, und las in einem Buche geistlichen Inhaltes. Er versah mit zwei anderen Jesuiten die Seelsorge der in St. Goar wohnenden Katholiken, welche zwar die bei weitem größere Minderzahl der Einwohner bildeten, jedoch seit dem Jahre 1660 eine eigne Kirche

und Schule besaßen, und sich des besonderen Schutzes des Landgrafen Ernst erfreuten, der im Jahre 1652 zur katholischen Kirche übergetreten war. Die Augen des Lesenden schweiften oft über das Buch fort, und ruhten dann in jener theilnahmlosen Weise auf anderen gleichgültigen Gegenständen, welche darthut, daß die Seele, bei der Arbeit der Sehorgane unbetheiligt, anderweitig beschäftigt ist. Es lag ein lauernder, zugleich kluger und entschlossener Ausdruck in dem mageren, blassen Gesicht des Priesters, und es schien, als ob ihn in diesem Augenblicke außergewöhnlich wichtige Dinge beschäftigten. Er legte das Buch fort, und trat an's Fenster; als er jedoch den jungen Franzosen gewahrte, der auf das Haus zuschritt, setzte er sich wieder nieder, und schien, dem Aeußeren nach, mehr als je in dem Inhalte des Buches vertieft.

Bald darauf klopfte es, und auf den Ruf des Paters trat Rosier in das Zimmer.

„Ich suche Sie früh am Morgen auf, mein Herr," sagte Dieser, artig grüßend; „aber Sie müssen schon entschuldigen, denn was ich mitzutheilen habe, ist nichts Unwichtiges."

Er überreichte mit diesen Worten dem Geistlichen einen Brief, indem er von dem ihm angebotenen Stuhle Besitz nahm.

„Ich dachte mir's gestern schon, daß Sie Derjenige seien, welcher hierher kommen würde, aber ich wurde wieder zweifelhaft heute Morgen, bis ich durch diese Zeilen Gewißheit erlange."

„Und was hat diese Zweifel bei Ihnen hervorgebracht, mein Herr?" fragte der junge Mann.

„Erstens dachte ich, als ich unser gestriges Zusammentreffen nochmals in meinen Gedanken mir vergegenwärtigte, daß Sie Derjenige doch nicht sein könnten, weil Sie so ohne Veranlassung vor ganz unbekannten Personen der Empfehlungsbriefe an mich erwähnt hatten; zweitens erfuhr ich heute Ihr gestriges Benehmen in der Lilie, und da steigerten sich meine Zweifel noch mehr, weil Sie sonst wohl keinen Anstand genommen haben würden, auf den Tod Sr. Majestät des Allerchristlichsten Königs Ludwig des XIV., den Gott noch lange erhalten möge, anzustoßen."

Der junge Mann erröthete während dieser Rede des Caplans, hielt jedoch dessen festen Blick aus, und erwiederte nicht ohne Empfindlichkeit:

„Sie mögen vielleicht Recht haben, mein Herr, und ich bereue es fast unter solchen Verhältnissen diese Botschaft angenommen zu haben."

„Das haben Sie gewiß vorher sehr reiflich erwogen, wenigstens muß ich es vermuthen, denn Ehre, Leib und

Leben setzt ein erfahrener Mann nicht ohne sorgfältige Ueberlegung auf das Spiel. Doch lassen wir das, Herr Lieutenant, es soll meine Sorge sein, mit meinen Erfahrungen Ihnen zur Seite zu stehen. Vor Allem ist es nöthig, die Klugheit stets oben an zu stellen und die Gefühle ihr unterzuordnen. Bedenken Sie, daß der Zweck die Mittel heiligt! Sie handeln für eine ruhmvolle Sache, für die Unterdrückung und Vertilgung der Ketzer, zählen Sie auf mich, als Ihren treuen Bundesgenossen."

„Es ist hier nicht der Ort über Grundsätze zu rechten," erwiederte Rosier; „auch kümmert mich der Zweck meiner Sendung wenig. Dennoch werde ich den einmal übernommenen Auftrag zu Ende führen, und gewiß mit mehr Vorsicht, als ich ihn begonnen. Weshalb wir Bundesgenossen sind, lassen wir am besten unerörtert; genug wir sind es, und Sie können ebenso fest auf meine Treue zählen, als ich auf die Ihrige vertraue."

„Nun das freut mich," sagte der Caplan, nachdem er eine Zeit lang geschwiegen. „So hören Sie meine Rathschläge: Sie müssen jetzt die einmal begonnene offene Rolle fortspielen; besser wäre es allerdings, Sie hätten von Ihrem Offizierstande und Ihren Empfehlungen an mich geschwiegen — das läßt sich jedoch nicht mehr ändern. Bald können wir uns scheinbar verfeinden, wodurch," fügte er mit einem spöttischen Lächeln hinzu,

„Ihr Vertrauen bei dem ketzerischen Haufen nur gewinnen wird. Verkehren Sie viel mit den Bürgern, lassen Sie die Festung vorläufig ganz unbeachtet; leben Sie flott, knüpfen Sie eine Liebschaft an, kurz thun Sie, als ob Sie durchaus nichts zu thun hätten."

„Ich bin Ihnen für diese Rathschläge zwar sehr verbunden," versetzte Rosier, welchen der belehrende Ton, dessen sich der Caplan bediente, längst geärgert hatte; „aber das und noch manches Andere habe ich mir ungefähr selbst gesagt, weshalb ich bitte, meiner Jugend nun auch mit den zugesagten Erfahrungen zu Hülfe zu kommen."

„Sie scheinen gereizt," erwiederte der Geistliche, ohne seine Stimme im mindesten zu ändern, „es sollte mir Leid thun, wenn der Wunsch, Ihnen nützlich zu sein, meiner Seits dazu Veranlassung gegeben haben könnte."

„Nicht im mindesten, aber ich bedarf Ihrer Erfahrung. Wie soll ich mich bei dem Landgrafen einführen? An wen soll ich mich hier anschließen? dies und noch Mehreres werden Sie mir am besten zu sagen im Stande sein."

„Dem Landgrafen werde ich von Ihrer Anwesenheit Kenntniß geben, und da die Sache nicht eilt —"

„Nicht im mindesten —"

„So ist es am besten, einen günstigen Zeitpunkt zu einer Unterredung mit dem Landgrafen abzuwarten. Junge Männer zum Umgange werden Sie finden, die Offiziere

der Garnison sind zwar sehr eingebildete und von ihrem Stande eingenommene, befangene Männer, doch — Sie sind ja selbst Offizier — und werden Derartiges kennen.

„Aus der Stadt möchte ich Ihnen den Drechslermeister Kretsch empfehlen, er ist ein unterrichteter junger Mann, hat viele Reisen gemacht, und obgleich ich ihn von Grund meines Herzens hasse, weil er ein eifriger Ketzer ist, auch weiß, daß er eine gleiche Abneigung für mich empfindet; so würde ich doch rathen, gerade mit ihm und seinem Anhange viel zu verkehren, weil Sie dadurch am besten beweisen können, daß Sie mir nicht nahe stehen.“

„Sehr verbunden.“

„Es werden in unserer Stadt bald einige sogenannte Volksfeste gefeiert, die Ihnen vollauf Gelegenheit bieten werden, sich den Anschein eines sorglosen in den Tag hineinlebenden jungen Mannes zu sichern.“

„Was sind das für Festlichkeiten?“

„Zuerst haben wir Jungfrauen-Versteigerung —“

„Jungfrauen-Versteigerung?“

„Ja wohl, aber glauben Sie nicht, daß die Jungfrauen wirklich versteigert werden wie etwa in der Türkei; das möchte selbst in einer ketzerischen Stadt zu viel Skandal und noch mehr Unfrieden und Rauferei herbeiführen, als der jetzt übliche ehrenwerthe, heidnische Ge-

brauch bereits thut. Nein, die Jungfrauen der Stadt werden zwar allerdings eine nach der andern auf dem Rathhause öffentlich an die jungen Burschen versteigert, aber der Ansteigerer erlangt dadurch keine größeren Rechte, als daß das Mädchen, welches er sich gekauft, während des ganzen Jahres ohne seine Erlaubniß mit keinem Andern tanzen darf."

„Höchst sonderbar," bemerkte Rosier, „und dazu für beide Theile gewiß auf die Dauer höchst langweilig."

„In diesen Dingen werden Sie mehr Erfahrung haben."

„Möglich, und was geschieht mit dem Gelde?"

„Das fließt in die Hospitalkasse, wie alle derartigen Einkünfte, sie mögen von Ketzern oder rechtgläubigen Katholiken herrühren; die Letzteren gehen stets leer dabei aus."

„Sehr unrecht, — und das andere Fest?"

„Ist das sogenannte Schützenfest, dabei geht es wild und bacchantisch zu. Zuerst wird geschossen, dann getanzt, getrunken — Sie wissen bereits, was man in St. Goar unter trinken versteht — und dann — gejubelt bis die Sonne wieder am Himmel steht."

„Ich kenne derartige Feste. — Doch vergessen wir die Hauptsache nicht, da ich Sie nicht wieder besuchen soll, so möchte es nöthig sein, mir Zeit und Gelegenheit

zu bestimmen, wo ich Sie sprechen und das Nähere wegen des Landgrafen erfahren kann."

„Sorgen Sie nicht, meine Botschaft wird zu Ihnen gelangen, ohne daß irgend Jemand, dem dies zu wissen nicht frommt, etwas davon ahnen soll. Ich habe Augen, welche für mich sehen, und Ohren, die für mich hören."

„Ich zweifle nicht daran," sagte Rosier, „doch da es scheint, daß wir für heute nichts weiter zu verhandeln haben, so möchte es im Interesse der Sache, welche zu fördern uns Beiden obliegt, angemessen sein, unsere Unterredung zu beenden."

Da der Caplan hiermit einverstanden war, so empfahl sich Rosier mit einer Hast, welche bewies, daß er kein Verlangen trug, länger, als es seine Geschäfte mit sich brachten, in der Gesellschaft des Geistlichen zu verweilen. Dieser trat wieder an's Fenster, jedoch so, daß er von Außen nicht gesehen werden konnte, und blickte dem Fortgehenden so lange nach, als er vom Fenster aus sichtbar blieb.

„Für den hätte man auch wohl ein brauchbareres Werkzeug wählen können," sprach er vor sich hin; „wozu einen aufgeblasenen und von sich eingenommenen Franzosen? ich konnte die Sache füglich allein abmachen — doch, das läßt sich einmal nicht mehr ändern, aber ich werde mich jedenfalls vorher sicher stellen, sonst möchte

mir später das leere Nachsehen bleiben. — Ich muß zur alten Hager," fuhr er in seinem Selbstgespräche nach einiger Zeit fort; „sie ist zwar noch zäh, wie Eisendraht, und hat immer ihre Tochter, das hübsche ketzerische Ding, im Kopf; dazu ist der Oheim ein grober widerlicher Kerl, und der Kretsch scheint mir auch eine Hand im Spiele zu haben; aber dennoch wird es zur Ehre der Kirche gelingen, vielleicht daß die Elsbeth — —"

Was er weiter dachte, vertraute er Worten nicht an. Vielmehr verließ er bald darauf seine Wohnung, um den beabsichtigten Besuch abzumachen. Auf der Straße ging er, wie gewöhnlich, mit halb niedergeschlagenen Augen, ohne daß deshalb seiner Beobachtung irgend etwas Bemerkenswerthes entgangen wäre. Er lenkte seine Schritte zu den letzten am oberen Ende der Stadt gelegenen Häusern, und trat in eines derselben, welches seinem Aeußeren nach, auf die Wohlhabenheit des Eigners schließen ließ.

In einem der Zimmer dieses Hauses lag in einem geräumigen hohen Himmelbette eine Frau, deren verlöschende Lebenskraft einen vergeblichen Kampf mit der Krankheit zu bestehen schien. Gesicht und Hände waren abgemagert und welk, das Auge matt und erloschen und die Haut aschfarbig und trocken. Am Fußende des Bettes saß ein junges Mädchen von wunderbarer Schön-

heit, welche durch die Anstrengungen der Krankenpflege, die sichtbare Spuren auf ihrem Gesichte zurückgelassen hatte, eher gehoben, als vermindert wurde. Die Blässe ihrer Wangen ließ den dunklen Glanz ihrer großen braunen Augen, und die Regelmäßigkeit und Feinheit ihrer Züge noch mehr hervortreten, und verlieh diesem schönen Mädchenkopfe einen in hohem Grade vergeistigten und dadurch um so anziehenderen Ausdruck. Mit großer Sorgsamkeit und zugleich mit tiefem Schmerze ruhten ihre Blicke auf dem Gesichte der Kranken, welche in einen kurzen unruhigen Schlummer gefallen war. Bald fuhr sie erschreckt wieder daraus empor:

„Elsbeth, mein Kind," sagte sie mit leiser, oft durch Husten unterbrochener Stimme; „Elsbeth, bist Du da?"

„Wo sollte ich sonst sein, liebe Mutter," erwiederte Diese, indem sie die verschobenen Decken wieder zurecht legte; „bin ich nicht immer bei Euch?"

„Wohl, wohl, Du bist ein gutes, braves Kind, ach, wenn Du wolltest, Du könntest mich sehr glücklich machen. und mir das Sterben erleichtern; ach! Elsbeth, vielleicht erhörst Du dennoch meine Bitte."

„Theure Mutter, wie kommt Ihr doch wieder auf diese Gedanken — habe ich es nicht dem Vater auf seinem Todbette versprochen, niemals meinen Glauben zu verlassen? Habt Ihr ihm nicht selbst gelobt, mich nie

dazu zu bereden? Ihr werdet bald wieder genesen, liebe Mutter, und dann gewiß nicht mehr an diese Dinge denken."

„Aber er sagt, ich würde ihn niemals wiedersehen, und auch ich würde verloren sein, wenn ich nicht — ach! er macht mir das Sterben recht schwer! —"

„Glaubt ihm nicht, Mutter, glaubt ihm nicht, gedenket der Worte unseres guten Vaters, die er so oft zu Euch gesprochen. Könnt Ihr wirklich glauben, daß ein so braver, frommer Mann, der Euch und uns so sehr geliebt hat, nicht Gnade gefunden haben sollte bei Gott, der die Liebe selbst ist?"

„Aber er war ein Ketzer, mein Kind — ach! und auch Du bist in diesem unseligen Glauben erzogen, ich selbst habe, von irdischer Liebe bethört, darein gewilligt und das Heil meiner Seele geopfert — schon jetzt empfinde ich die Qualen des Fegfeuers, das meiner harrt, wenn ich nicht gänzlich verloren bin — und ihn — und Dich — Keinen, die ich auf Erden geliebt, werde ich wiedersehen! Niemals kann ich selig werden, da ich Euch verdammt weiß."

„Wie seid Ihr heut so trüb und traurig gestimmt, Mutter," erwiederte Elsbeth, bemüht dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. „Seht, es ist so schön draußen, die Sonne scheint so hell," fuhr sie fort, in-

dem sie den Fenstervorhang zurückzog. Kaum hatte sie jedoch einen Blick auf die Straße geworfen, so fuhr sie entsetzt zurück; sie mußte etwas für sie sehr Schreckbares gesehen haben.

„Er kommt, Mutter,“ flüsterte sie leise.

„Schon wieder?“ sagte Diese, indem es krampfhaft über ihr Gesicht zuckte; „welche Mühe giebt sich der fromme Mann mit mir unwürdigen Magd,“ setzte sie, angstvoll ihre Tochter anblickend, hinzu.

Gleich darauf klopfte es an die Thür, und der Caplan trat herein, ohne des antwortenden Rufes abzuwarten. Er grüßte zuerst Elsbeth mit einer ihm sonst nicht eigenen zuvorkommenden Freundlichkeit, und trat dann an das Bette der Kranken.

„Wie geht es heute, Mutter Hager?“ fragte er; „wie habt Ihr die Nacht zugebracht, hat der Trost der Kirche Euch den entbehrten Schlaf finden lassen?“

„Schlecht, schlecht,“ erwiederte die Kranke; „ich habe schlecht geschlafen.“

„Ihr werdet daraus entnehmen, wie wahr meine Worte sind; Euch fehlt der Friede der Seele, Zweifel quälen Euch, aber — — mein Kind, ich habe allein mit Eurer Mutter zu reden,“ wandte er sich an Elsbeth; „da Ihr nicht dem beseligenden Glauben der katholischen Kirche angehört, so ist Eure Gegenwart nicht zulässig

bei dem, was meine Pflicht mich Eurer Mutter zu sagen auferlegt, wüßte ich —"

Elsbeth erhob sich sogleich und benahm dadurch dem Caplan die Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Rede.

„Seid milde und bedenkt, daß Ihr zu einer Kranken redet, welche Euren Worten häufig einen strengeren Sinn unterlegt, als Ihr gewiß selbst die Absicht habt," sagte sie und war, ehe der Geistliche etwas erwiedern konnte, bereits aus dem Zimmer verschwunden.

Dieser sah ihr längere Zeit mit einem eigenthümlichen Blicke nach, der es zweifelhaft ließ, welche Leidenschaft seine Seele beherrsche, ob Liebe oder Haß, es zuckte unheimlich um seine dünnen zusammen=gezogenen Lippen, und seine kleinen dunkeln Augen funkelten stechender, wie gewöhnlich. Bald wandte er sich jedoch wieder zu der Alten.

„Nun?" fragte er, „habt Ihr meine Lehren beachtet, Mutter Hager, habt Ihr gestrebt, das große Maß Eurer Sünden zu verringern? Ist es Euch gelungen, das verlorne Schaf, dessen Hütung Euch anvertraut war, und die Ihr aus eitler Weltlust so schnöde versäumt habt, zur rechten Heerde zurückzubringen?"

„Ich habe es versucht, Herr Caplan," erwiederte die Kranke angstvoll mit matter Stimme; „aber es ist mir nicht gelungen."

„Nicht gelungen? so? und was habt Ihr dann gethan?“

„Ich habe sie gebeten, ihr gesagt, daß mein Seelenheil, mein Frieden auf dem Spiele stände, aber — —“

„Aber?“

„Sie sagt: Alles wolle sie mir zu Liebe thun, aber nicht ihren Glauben verläugnen — sie hält mir das Versprechen vor, welches ich selbst meinem seligen Manne in seiner Todesstunde gegeben habe — — nun, da werdet Ihr selbst einsehen, Herr Caplan — —“

„Daß Ihr ein in Sünden verstocktes, ewig verlornes Weib seid,“ unterbrach sie Dieser, indem er seinen Mund dicht an das Ohr der Kranken schob. „In wenigen Tagen, vielleicht in wenigen Stunden, könnt Ihr vor dem Thron des von Euch so schwer beleidigten Gottes stehen; er bietet Euch Gnade an, wenn Ihr ihm Euer in Sünde und Schande gezeugtes Kind zurückführen wollt, denn seine Barmherzigkeit ist unendlich, aber Ihr beharrt in Eurer Ruchlosigkeit! haltet Euch gefesselt durch ein Versprechen, gegeben einem Ketzer, einem ewig Verdammten, der schon längst im Pfuhl der Hölle die ewige Strafe für seine Sünden empfindet, Ihr setzt solche nichts bedeutende Dinge, die einfache Weigerung eines eitlen jungen Mädchens, dem mahnenden Rufe der Kirche entgegen! Die Kirche, die Ihr so schnöde beleidigt, kommt zu Euch

mit Geduld, voll Langmuth — aber Ihr stoßt sie fort; zum zweiten Male erzürnt Ihr Den, dessen Gnade Euch allein nur helfen kann! Wenn Ihr nicht anders wollt, auch die Kirche hat Mittel der Züchtigung und der Strafe! — Sie verflucht Diejenigen, welche ihr trotzen, und, mit diesem Fluche beladen, werdet Ihr scheiden aus dem irdischen Leben, begleitet und umgeben von all Euren Sünden — so werdet Ihr erscheinen vor dem ewigen Gericht!"

„Haltet ein! haltet ein!" wimmerte die Kranke; „bin ich nicht elend und beklagenswerth genug, warum wollt Ihr, ein Diener Gottes, mir den letzten schwachen Trost noch rauben?"

„Er ist Euch geraubt! Nichts habt Ihr zu hoffen, als die Qualen der Hölle, bis in die Ewigkeit! — hört Ihr, bis in die Ewigkeit — wenn Ihr Euer Kind nicht in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückführt!"

„Ach! wie kann ich das, wie gerne thäte ich es, wenn ich es könnte, ich will sie nochmals bitten, sie anflehen —"

„Und wenn das Alles nichts hilft?"

„Ja, wenn das Alles nichts hilft — dann muß ich mich in mein Schicksal ergeben?

„So?" sagte der Geistliche mit höhnischem Lächeln, „also das sind alle Mittel, die Euch zu Gebote stehen?"

„Ja — das sind sie alle!“

„So will ich Euch ein Anderes sagen von besserer Wirkung! Wenn sie sich weigert, droht Ihr mit Eurem Fluch, und wenn sie dann noch beharrlich bleibt, so verflucht sie! das ist Eure Pflicht!“

Die Alte war bei diesen schrecklichen Worten, welche der Caplan mit erhöhter Stimme gesprochen hatte, wie leblos in die Kissen zurückgesunken. Ihre Augen hatten sich geschlossen, nur die weißlichen magern Lippen bewegten sich leise. Der Geistliche betrachtete sie mit erwartungsvoller Miene, sowie ein Arzt den Erfolg einer heftig wirkenden Arznei beobachtet.

„Ich soll mein Kind verfluchen?“ sprach die Alte leise, indem sie die Augen aufschlug, „mein eigen Kind? mein liebes, gutes Kind, das während seines ganzen Lebens nur unsere Freude gewesen? Verfluchen? weil sie fest hält an dem, was wir selbst ihr gelehrt? Nein, nein, meine Elsbeth, niemals! Niemals wird deine Mutter dir fluchen — — aber mich,“ rief sie, indem sie sich plötzlich im Bette aufrecht setzte, ihre abgemagerten Arme ausstreckte, und ihre heisere Stimme bis zum Kreischen erhob; „mich treffe der Fluch der Kirche! — für mein Kind will ich ihn tragen — für mein Kind die ewige Verdammniß! — —“

Bewußtlos sank sie zurück.

„Ich bin zu weit gegangen," sprach der Caplan, „Gott verhüte, daß sie todt ist. Elsbeth, Elsbeth, Eurer Mutter ist unwohl!"

„Um Gottes Willen, was ist geschehen," rief die hereinstürzende Elsbeth; „Hülfe! Hülfe! sie stirbt!"

„Es wird vorübergehen," sagte der Caplan mit freundlich tröstender Stimme, „verlaßt Euch darauf, Jungfrau, es wird vorübergehen, es ist nichts als eine Anwandlung von Schwäche."

„Ich bitte, entfernt Euch, Herr Caplan, Ihr seht, daß Ihr für den Augenblick nicht helfen könnt, Eure Gegenwart — —"

„Warum vollendet Ihr nicht, Jungfrau? Ich weiß was Ihr sagen wollt," fuhr er mit gleisnerischer Freundlichkeit fort, „aber Ihr befindet Euch in einem sehr großen Irrthum. Wüßtet Ihr, wie sehr gerade Eure Wohlfahrt, Euer Heil mich beschäftigt, welchen Antheil ich an Euch nehme, theure Elsbeth, Ihr würdet —"

„Ich verlange, daß Ihr Euch entfernt," unterbrach ihn zornerglüht das Mädchen; „gleich! oder ich rufe meinen Oheim!"

„Ich gehe, ich gehe, obgleich ich weiß, Ihr selbst werdet mich rufen wieder=zu=kehren," sagte der Caplan und verließ, sich höflich vor Elsbeth verneigend, das Gemach.

Diese holte aus der tiefsten Brust Athem, als er fort war, und beschäftigte sich dann mit Ihrer Mutter, welche schon mehrmals an ähnlichen Zufällen gelitten, und sich auch bald soweit wieder erholte, daß sie ihrer Sinne mächtig wurde. Sie ließ ihre von der Krankheit groß und glänzend gewordenen Augen bang im Zimmer umher-irren, und erst als sie die Ueberzeugung gewonnen, daß der Geistliche nicht mehr anwesend sei, verloren ihre Züge nach und nach den Ausdruck außergewöhnlicher Aufregung.

„Was wollte er von Euch, Mutter?“ fragte Elsbeth, indem sie zärtlich deren welke, abgemagerte Hand an ihr Herz drückte; „was hat Euch so in Angst und Schrecken setzen können?“

„Es war nichts, mein Kind, eine Anwandlung von Schwäche.“

„Nicht doch, nicht doch, Ihr wollt es mir verheimlichen — nicht wahr? er sprach wieder von mir, liebe Mutter!“

„Nein, Elsbeth, nicht von Dir.“

„Nicht von mir? Hat er Euch nicht wieder bestürmt, mich katholisch zu machen?“

„Nein, Elsbeth, davon war nicht die Rede.“

„Mutter, wie seid Ihr so sonderbar? Er sollte heute gerade davon geschwiegen haben?“

„Ja, mein Kind.“

„Und Ihr?“

„Laß mich, mein liebes, mein gutes Kind, laß mich ruhig ein wenig schlafen, gedenke des Versprechens, was Du Deinem seligen Vater auf dem Todbette gegeben hast! — Solche Versprechungen sind heilig, mein Kind, und wer sie bricht, thut große Sünde; bedenke das stets. Ich bin jetzt müde, Elsbeth, sollte mich später wieder meine Schwäche übermannen, und ich Dich bitten, anders zu handeln, — so denke stets an Dein gegebenes Versprechen und folge mir nicht, mein Kind — dann thust Du den wirklichen Willen Deiner Mutter, die Dich mehr liebt, als sich, mehr als ihre Seele — — Gute Nacht, Elsbeth — Gute Nacht.“

Die alte Frau schloß bei diesen Worten die Augen, und verfiel, wie ihre Athemzüge darthaten, in einen ruhigen, erquickenden Schlummer.

Elsbeth wußte nicht, was sie von dieser Rede zu halten habe, die so wenig mit den frühern Worten der Kranken übereinstimmte; nur das fühlte sie, daß die Ermahnungen des Geistlichen der Liebe zu ihr keinen Abbruch gethan, daß vielmehr diese mehr denn je in dem Herzen der Mutter ihren Wohnsitz aufgeschlagen.

„O! könnte ich für Dich leiden, theure Mutter,“

flüsterte sie, — „Alles, Körper- und Seelen-Qual — wie gern, wie gern!"

Indem das schöne Mädchen so voll Trauer und Schmerz neben dem Bette der kranken Mutter saß und über deren plötzliche Sinnesänderung nachdachte, war es ihr noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß die Mutterliebe die stärkste von allen Banden ist, womit die Gottheit, zu Leid und Freud, die staubgebornen Menschen aneinander kettet, und daß die Grenze und das Ende dieser Liebe sich ebenso wenig bestimmen läßt, wie die Grenze und das Ende der Ewigkeit. — Aber das Schicksal hatte es ihr vorbehalten, diese Erkenntniß auf eine schreckliche Weise zu erlangen.

Drittes Kapitel.

Der Landgraf Ernst.

Die Stadt St. Goar gehörte damals zur Grafschaft Katzenellenbogen, welche nebst der Festung Rheinfels von dem Landgrafen Georg II. von Darmstadt der Landgräfin Amalia Elisabeth durch Vertrag im Jahre 1648, beim Abschlusse des Westfälischen Friedens, abgetreten war. In Folge dieser Uebereinkunft gelangte dieselbe in den Besitz des Landgrafen Ernst, des Urenkels Philipp des Großmüthigen und jüngeren Sohnes des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel.

Der Landgraf Ernst wählte Rheinfels wieder zu seiner Residenz, als er im Jahre 1649 die Regierung antrat, und nannte die von ihm gestiftete und erst einige Jahre früher durch den Tod des Fürsten Victor Amadeus ausgestorbene Linie, die Hessen-Rheinfelsische. Er

regierte bis zum Jahre 1693 und ließ es sich während dieser langen Zeit angelegen sein, die Festungswerke von Rheinfels in dauerhaften und guten Zustand zu setzen; mehr als 2 Millionen Gelder sind von ihm dazu verwendet worden. Zum besseren Verständniß der nachfolgenden Begebenheiten ist es nöthig, daß sich der Leser mit der Lage der Stadt St. Goar und der Festung Rheinfels näher bekannt mache.

Das Rheingebirge tritt von Bingen abwärts bis Coblenz mit kleinen Unterbrechungen auf beiden Seiten hart an den Strom heran, den es meistentheils durch steil abfallende Felswände begrenzt. Dies ist vorzugsweise bei St. Goar der Fall, die Stadt liegt auf einem schmalen Vorlande, welches kaum den nöthigen Raum zu einer Straße darbietet. Steht man oben auf dem Gebirge, so sieht man das Rheinthal als eine schmale tief und scharf eingeschnittene Gasse, in deren einzelnen Buchten Städte und Dörfer hinein=gebaut sind. Der Felsen der Lorlei begrenzt die Aussicht stromaufwärts, abwärts vermag das Auge auf der Länge einer halben Meile dem Laufe des Rheines zu folgen.

Dicht unterhalb St. Goar mündet der Grindelbach in den Rhein, der Thaleinschnitt desselben läuft ungefähr drei Stunden oberhalb auf der Hochebene des Hundsrücks aus. Begrenzt auf der Nordseite von dem tiefen

Thale dieses Baches und auf der Ostseite von dem des Rheines lag auf steilen Felsen die Festung Rheinfels. Der vordere vom Rhein sichtbare Theil, zugleich der dem Angriffe am wenigsten ausgesetzte, enthielt die herrschaftlichen Gebäude, die Kirche, den Marstall, das Zeughaus und mehre Kasematten; die Südspitze davon bildete das starke Fort Scharfeneck, welches der Landgraf Ernst in den Jahren 1657 — 1667 erbaute. Der größte Theil der Festung befand sich jedoch mehr oberhalb, wo nicht mehr steile Felsen die Vertheidigung erleichterten, sondern wo der vorspringende Bergkegel selbst mit dem Hundsrück zusammenhängt. Hier lagen die größten Werke, besonders die große Ernst-Schanze vom Landgrafen Ernst in den Jahren 1683 — 1686 angelegt. Alle Angriffe, sind von hier aus auf die Festung gemacht, und während die großartigen Ruinen des rheinwärts gelegenen Theils noch jetzt Zeugniß von der dahin geschwundenen Größe jener tapfern, deutschen Festung geben, geht bereits die Pflugschar über die Stätten weg, wo sonst jene Werke sich erhoben, auf denen Tausende im Angriff und in der Vertheidigung ihren Tod gefunden haben. Der Landgraf zählte zur Zeit unserer Erzählung 65 Jahre. Das Alter hatte sein Haar gebleicht und seine Stirne gefaltet, auch sein sonst heiterer und offener Blick schien getrübt, als ob seine Seele ein Kummer belaste. Wenige Tage nach

den eben beschriebenen Ereignissen saß er eines Morgens an einem auf den Rhein hinausgehenden Fenster des hohen Herrenhauses von Rheinfels, in einem Lehnsessel und blickte gedankenvoll auf den unten ruhig dahin ziehenden Strom. Das Frühstück stand unberührt neben ihm. Zuweilen richteten sich seine Blicke auf einen offnen Brief, welcher nachlässig in seiner Hand ruhte, und den er erst vor kurzer Zeit empfangen haben mußte.

„Ein sonderbares Schreiben das," sagte er, indem er den Brief langsam zufaltete; „unser Herr Vetter führt eine eigenthümliche Sprache, macht Andeutungen — als ob er von Dingen Kenntniß hätte, welche er doch unmöglich wissen kann. Und dann diese Hartnäckigkeit, womit die Ausübung des Besatzungsrechtes gefordert wird, als ob ein Angriff auf Rheinfels ganz nahe bevorstände. Nun, unser Herr Vetter in Kassel mögen schreiben und Boten senden, soviel ihnen beliebt, ich werde deshalb meine wohl überlegten Maximen nicht um ein Haar ändern; doch wäre es mir wünschenswerth, endlich etwas Gewisses von Seiner Allerchristlichsten Majestät zu hören, denn es scheint fast, als beabsichtige man mich mit leeren Versprechungen hinzuhalten, und es wäre mir fast am liebsten, ich hätte mich auf den ganzen Handel nicht eingelassen — doch da kommt meine Gemahlin, ich werde ihre Meinung hören."

Die Landgräfin Maria Eleonore, welche eben in das Gemach trat, war eine hohe stattliche Frau, obgleich bereits 60 Jahre alt, doch noch die Spuren früherer Schönheit bewahrend. Ihre Haltung war würdevoll, und ein tiefer selten schwindender Ernst ruhte auf ihrem stolzen, kalten Gesicht.

„Welch dringende Geschäfte hat mein Gemahl," redete sie den ihr entgegentretenden Landgrafen an, „daß ihm nicht einmal Zeit übrig bleibt zum Genusse des Frühstücks."

„Ach! Maria," erwiederte der Landgraf in sichtbarer Verstimmung, „unser Vetter Carl in Kassel schreibt abermals, und dringender als je; dabei macht er sonderbare Andeutungen, als ob er von den Unterhandlungen wegen unserer Festung Rheinfels mit dem Könige von Frankreich Kenntniß hätte."

Die Landgräfin nahm den Brief und las ihn aufmerksam durch, ihre Züge wurden dabei noch ernster und härter, wie bisher.

„Er scheint allerdings mehr zu wissen, als ihm zu wissen nöthig ist," sagte sie, indem sie den Brief zurückgab, „und es wird deshalb erforderlich werden, die Unterhandlungen mit dem Könige entweder zu einem Ergebniß zu bringen, oder ganz abzubrechen."

„Ich wollte, sie wären niemals angeknüpft worden," erwiederte der Landgraf mit einem Seufzer.

„Wie Ihr so schwankend in Euren Entschlüssen seid, mein Gemahl, als ob der Schritt, den Ihr gethan, nicht reiflich vorher erwogen worden sei. Erinnert Euch, daß ein großer Theil unseres Vermögens in diesen Wällen und Schanzen steckt, welche Ihr mit so großer Vorliebe ausgebaut habt, ohne in Erwägung zu ziehen, daß der Landgraf zu Kassel so zu sagen Miteigenthümer der Festung ist. Seine Absichten, sich derselben zu bemächtigen unter dem Vorwande, das ihm zustehende Besatzungsrecht auszuüben, treten jetzt mehr denn je hervor, und es möchte schwer sein, ihn wieder außer Besitz zu setzen, wenn einmal Kasselsche Truppen im Innern dieser Mauern stehen. Es ist offenbar, daß er von den Unterhandlungen mit Frankreich Kenntniß erhalten, welche er jetzt nur andeutet, aber gewiß zu Eurem und unserer Söhne Nachtheil ausbeuten wird, sobald er seinen Zweck erreicht hat."

„In diese unangenehme Lage ist die Angelegenheit allerdings gekommen, weil ich mich in jene Unterhandlungen eingelassen habe, welche mir keinen Vortheil bringen, kein Ende nehmen und mein Gewissen belasten."

„Wie seid Ihr so kleinmüthig, und verzagt! Vortheil werdet Ihr erlangen, wenn der König die geforderte

Summe zahlt, und das wird er ohne Zweifel. Ihr erhaltet dadurch zugleich die schöne Festung, welche sonst in einen Schutthaufen verwandelt würde, denn es ist wohl einleuchtend, daß Rheinfels einer ernstlichen Belagerung der französischen Heeresmacht nicht widerstehen kann. Ohne Eure weisen Maßregeln würde daher viel nutzloses Blut vergossen werden, Frankreich dennoch sein Ziel erreichen, und Ihr der Festung, worauf Ihr so viele Tausende verwendet, ohne Entschädigung verlustig gehen."

„Und meine Ehre, Maria?" sagte der Landgraf, indem er melancholisch zu ihr aufblickte, „meine Ehre als deutscher Fürst, als Vasall des Reiches, hat die gar keinen Werth? Uebe ich nicht einen Verrath an Kaiser und Reich, indem ich eine der stärksten Schutzmauern desselben, eine Grenzfestung, dem Erbfeinde, eignen Vortheils wegen, übergebe? Wird mein Name nicht verfehmt und gebrandmarkt sein für alle Zeiten, und die Sünde des Vaters nicht forterben auf die künftigen Geschlechter? bedenkt Ihr nicht das Schicksal unserer Söhne, wenn diese meine alten Augen sich geschlossen?"

Er blickte schweigend vor sich hin, und auch die Landgräfin schien augenblicklich um eine Entgegnung verlegen; bald hatte sie sich jedoch gefaßt und, indem ein leichtes Lächeln über ihre Züge glitt, faßte sie die Hand des Landgrafen, und erwiederte:

„Ihr seid heute sonderbar und traurig gestimmt, mein Gemahl; ist es denn eine Ehre, Tausende von Menschen zwecklos zu opfern? Würde das vergossene Blut Euch nicht dereinst vor dem ewigen Richter anklagen? Euer eignes Bewußtsein wird Euch sagen, daß Ihr edler und Gott gefälliger handelt, wenn Ihr dies verhindert, indem Ihr die Festung den Franzosen übergebt. Ihr thut dann ja doch nur, was nicht zu verhindern ist; daß Ihr dabei Euren eignen Vortheil nicht außer Acht lasset, wird Euch Niemand verdenken, der diese Angelegenheit vorurtheilsfrei beurtheilt — und was kümmern Euch die andern Schreier? Entfernt diese Schwäche, mein theurer Ernst, und schreitet fest und ohne Zagen auf dem einmal betretenen Wege fort. Bedenket, wie zweifelhaft das Wohlwollen unserer Vettern gegen uns geworden, seit wir in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgetreten, und daß man uns diesen Schritt immer noch nicht vergeben kann, obgleich schon viele Jahre seitdem verflossen sind."

„Es ist nutzlos," erwiederte der Landgraf nach längerem Schweigen, „nutzlos, über eine Sache zu reden, die nicht mehr zu ändern ist. Ich bin zu weit gegangen, um wieder zurückzukehren, oder auch nur um stehen zu bleiben; ich muß jetzt vorwärts, selbst gegen meinen Willen!"

„Das ist wenigstens ein männlicher Entschluß," sagte

die Landgräfin mit unverkennbarer Freude; „so laßt uns denn überlegen, wie Eure Handlungsweise jetzt sein muß, ohne daß Euch dadurch Nachtheil erwachse, möge sich die Sache in der einen oder in der andern Weise entscheiden. Laßt uns zu diesem Ende die gepflogenen Verhandlungen nochmals genau uns vergegenwärtigen, damit alle Umstände sorgfältig erwogen werden können.“

„Wozu das, Maria, wozu jene Scripturen immer wieder lesen, welche mir schon so viel Sorgen und Kummer verursacht haben.“

„Erlaubt, daß ich sie Euch vorlese; erst wenn wir Alles genau erwogen, können wir einen erfolgreichen Beschluß fassen.“

Der Landgraf entnahm, offenbar mit innerm Widerstreben, aus einem wohlverwahrten alterthümlichen Schranke ein kleines mit silbernen Nägeln beschlagnes Kästchen von Ebenholz, öffnete dasselbe und übergab seiner Frau ein Päckchen Briefe, welche nochmals mittelst einer seidenen Schnur zusammen=gebunden waren.

Die Landgräfin löste dieselbe, entfaltete das obere Blatt und begann zu lesen:

Sire!

Ich bitte um Pardon, daß ich die Freiheit nehme, Eure Majestät hohe und wichtige Geschäfte zu unterbrechen, um derselben meine und meiner beiden Söhne, so von

ihren Academien und Reisen aus Italien zurückgekehrt, unterthänigste Dienste zu versichern. Ich weiß zwar wohl, daß Eure Majestät durch ganz Deutschland viel größere und mächtigere Diener, als ich bin, so Sie deren von Nöthen, allezeit finden würden, aber in dem recht brennenden Eifer Eure Majestät zu dienen, werde ich Keinem, er sei wer er wolle, das Geringste nachgeben; derowegen habe um solches in der That zu zeigen bei jetzigen neu angegangenen Kriegstroubeln mich erkundigen wollen, ob Eure Majestät meiner beiden dies und jenseits des Rheines gelegenen Fortereſſen nicht etwa benöthiget, auf welchen Fall ich mich solches nur wissen zu lassen, die hohe Gnade mir ausbitte.

Ich rufe Gott an, daß er die unschätzbare und geheiligte Person Euer Majestät in seinen allerheiligsten Schutz aufnehme, der ich niemals aufhören werde zu sein

Rheinfels, den 26ten Tag Juni 1667.

Eure Majestät

Unterthänigst-gehorsamster Diener,

Prinz Ernst, Landgraf zu Hessen.

„Wozu diesen alten Brief," sagte der Landgraf, „der längst vergessen wäre, hätte ich es dabei belassen!"

„Er hatte keine Folgen," erwiederte die Landgräfin, „der König fand es sogar für gut, gar nicht darauf zu antworten, weil er bald darauf den Frieden zu Aachen

schloß, und deshalb Eure Fortereſſen nicht brauchen konnte. Aber er ließ Euch, als er vor drei Jahren das deutsche Reich angriff, wieder Anerbietungen deshalb machen. Schriftliches ist wohl darüber nicht vorhanden?" —

„Du fragſt, als ob Du nicht wüßteſt, daß der Cardinal von Fürſtenberg und der Marquis de la Breteſche als Unterhändler von dem Könige gebraucht worden ſind, daß ich aber, ungeachtet aller Bemühungen, keine verbindliche Erklärung von ihnen habe erlangen können."

„Ich weiß es, mein Gemahl," erwiederte die Landgräfin, „aber ich möchte ein vollſtändiges Bild der Unterhandlungen haben. Als die Franzoſen vor drei Jahren vor Rheinfels erſchienen, hattet Ihr eine Unterredung mit dem Marquis de la Breteſche vor der Schanze, während Ihr ihm ein Frühſtück ſerviren ließet."

„In dieſer Unterredung erlangte ich weiter nichts, als unbeſtimmte Zuſagen, und es hat mir Mühe genug gekoſtet, jene Zuſammenkunft in Kaſſel in ein anderes Licht zu ſtellen."

„Und in Folge dieſer Unterredung ſchriebt Ihr am ſelben Tage dieſen Brief an den Marquis, nicht wahr?"

Als der Landgraf ſchwieg, las die Landgräfin den folgenden Brief:

Mein Herr!

Sie seien so gütig und schicken mir diesen Brief zugesiegelt wieder zurück, daß der Ueberbringer selbigen nicht zu lesen bekomme und vermelden nebst meinem freundlichen Gruß an Monsieur le Maréchal de Bouffleurs dasjenige, wessen wir beide uns zusammen verglichen, nämlich daß es nicht dasselbige sei, wovon verwichenen Sonnabend ich dem Herrn Cardinal und selbiger vielleicht ihm geschrieben. Dann dieses belangend werde ich erst morgen Dienstag über acht Tage meine Resolution selbigen wissen lassen. Aber, mein Herr, Sie schreiben mir im Vertrauen, was für eine Pension und wieviel Seine Allerchristlichste Majestät mir und N. B. denen Meinigen accordiren wolle. Ich halte dafür, es würde nöthig sein, daß der Herr Cardinal Fürstenberg als Unterhändler sich interponire. Man muß betrachten, daß allein für mehr als 60,000 Thlr. Artillerie und Munition hier vorhanden, und obwohl die Mauern an einigen Orten noch neue, so hat es doch eine solche Menge Retraiten, Ausfälle, Kasematten, Gewölbe und andere dergleichen Chicanerien, ist auch mit guten Offiziers und Soldaten als keine Festung in der Pfalz versehen.

Rheinfels, den 25ten October 1688.

Prinz Ernst, Landgraf zu Hessen.

P. S. Ich bitte gar sehr, daß Nichts davon auskomme, denn der Ueberbringer weiß selbst den Inhalt nicht.

„Da die Belagerung indeß ihren Fortgang hatte,“ bemerkte der Landgraf, nachdem die Landgräfin geendet, „verließen wir, wie Dir bekannt, die Festung und begaben uns nach Köln, wo ich hoffte das Weitere mit dem Cardinal in's Reine bringen zu können; während der Zeit war der Marquis hier, und da er mich nicht fand, schrieb er mir von Oberwesel“ —

„Hier ist der Brief,“ schaltete die Landgräfin ein, indem sie las:

Je passais hier par Rheinfels pour avoir l'honneur de voir votre Altesse et pour vous faire sçavoir, qu'il peut y avoir espérance que les affaires prendront un bon chemin et que, si votre Altesse veut faire ses propositions, elle pourra les faire à M. de Fürstenberg, à Monsieur le Marquis de Bouffleurs ou à la moy que serais à Mayence et que cependant les affaires demeureront dans les termes où l'on en a esté jusques à présent, vous assurant, que je contribuerais tout ce qui dependra de moy pour la satisfaction de votre Altesse, et que je suis etc.

Wesel le 7. Novembre 1688.

Marquis de la Bretesche.

„Bereits wenige Tage nachher sandte ich die Bedingungen an den Marquis, unter welchen ich damals Rheinfels übergeben wollte,“ ergänzte der Landgraf; „gebt mir

jenes Blatt, ich will es Euch vorlesen; sie sind von meiner Hand und etwas undeutlich geschrieben. Der König von Frankreich sollte sich verpflichten:

1) die beyden Evangelischen Religionen in ihren Freyheiten und in communione mit der Katholischen zu erhalten, jedoch deswegen nicht das Jus episcopale dem Fürsten von Cassel zu entziehen;

2) daß der Rhein- und Wein-Zoll nach Cassel und Darmstadt bleibe,

3) die Trankſteuer;

4) wir alle jura in civilibus und criminalibus und das ganze utile dominium, und zwar wie ich es jetzo habe, und also auch das Haus Rheinfels, jedoch ohne Geschütz und Guarnison und hingegen der Vorhof oder Basse-Cour denen Frantzosen cediren nebst Schantz und Catz;

5) vor die Fortifications-Kosten auch alle so ansehnliche Artillerie und Munition hundert tausend Reichsthaler Scudi in specie in Venedig in Sicherheit erlegt;

6) wenn die Casselischen mir die quartam in Hessen nehmen würden, Ihre Königl. Majestät mir nicht allein anstatt der noch nicht ausreichenden Zoll- und Trankſteuer etwas zukommen lassen, sondern auch sie auf ihre Kosten mit Kriegs-Macht anhalten wollten,

mir solche völlig zu restituiren und mich allenfalls im General- Particular-Frieden einzuschließen.

„Hierauf ging der König nicht ein,“ sagte die Landgräfin, „sondern bot Euch eine Pension von jährlich 6000 Thaler.“

„Ein Anerbieten, welches ich natürlich nicht annehmen konnte, die Verhandlungen zerschlugen sich, und die Festung bewies, daß sie wohl im Stande ist, der französischen Armee Widerstand zu leisten.“

„Nun,“ bemerkte die Landgräfin, „mit der Belagerung war es dem Monsieur de Boufflеur wohl niemals rechter Ernst, was am deutlichsten daraus hervorgeht, daß man gewillt ist, die abgebrochenen Unterhandlungen französischer Seits jetzt wieder anzuknüpfen.“

„Um es wieder zu machen, wie damals, mich einzuschläfern, hinzuhalten und dann zu versuchen, sich durch einen Handstreich der Festung zu bemächtigen.“

„Nicht doch, nicht doch,“ sagte die Landgräfin, „der Caplan hat mich benachrichtigt, daß der französische Unterhändler bereits in St. Goar angekommen sei.“

„Bereits angekommen sei?“ fragte voll Staunen der Landgraf, „und davon weiß ich nichts, das wird mir zufällig durch Euch mitgetheilt?“

„Nicht zufällig, mein Gemahl, sondern auf den aus-

drücklichen Wunsch des Caplans; die Sache soll durchaus geheim betrieben werden, weshalb man auch einen einfachen Offizier gesandt hat, der angibt den Dienst des Königs von Frankreich quittirt zu haben."

„Nun, und warum meldet sich derselbe nicht bei mir?"

„Um alles Aufsehen zu vermeiden; der Caplan wird Euch das Nähere mittheilen, er befindet sich im Vorzimmer und erwartet Eure Befehle."

„Der Caplan? — hat der auch die Hand im Spiele? Laß ihn hereinkommen."

„Ihr habt mir Mittheilungen zu machen?" fragte der Landgraf den eintretenden Geistlichen; „worin bestehen dieselben?"

„Mögen Ew. Durchlaucht es nicht ungnädig aufnehmen, daß man einen so geringen Diener der Kirche, wie mich, gewürdigt hat, in einer so wichtigen Angelegenheit zum Werkzeug zu dienen," begann der Caplan, indem er sich tief vor dem Landgrafen verneigte.

„Schon gut," unterbrach ihn Dieser; „von wem habt Ihr Instructionen erhalten?"

„Der Herr Cardinal von Fürstenberg glaubte, daß es der Sache am förderlichsten, für Ew. Durchlaucht zugleich am bequemsten sein möchte, wenn ich —"

„Also der Cardinal — aber wie kommt Ihr in Beziehungen mit einem französischen Abgesandten, der sich hier befinden soll?"

„Der Herr Cardinal haben von dem Herrn Marschall de Boufflеur Mittheilungen erhalten, und nach beiderseitiger Uebereinkunft — "

„Nach beiderseitiger Uebereinkunft?" brauste der Landgraf auf; „man schließt Uebereinkünfte, ohne mich zu fragen, über Dinge, welche mich allein angehen, worin ich wenigstens glaube die Hauptperson zu sein? Wer sagt Euch denn, daß mir eine solche Uebereinkunft genehm ist, daß ich überhaupt Lust und Neigung habe eine Angelegenheit wieder aufzunehmen, die ich für abgethan erachte?"

„Ich maße mir nicht an Ew. Durchlaucht hohe Intentionen zu kennen," erwiederte der Caplan, anscheinend den Zorn des Landgrafen unbeachtet lassend; „es wird auch ganz von Ihren Entschlüssen abhängen, ob Sie dieser Sache weitere Folgen geben wollen, oder nicht. Der Herr Cardinal hat offenbar das Erstere vorausgesetzt, und deshalb Ew. Durchlaucht die Wege geebnet, um das früher erstrebte Ziel zu erreichen. Wenn er sich darin geirrt — "

„Wer ist der französische Unterhändler?" unterbrach ihn der Landgraf.

„Ein Lieutenant von den Grenadieren, Namens de Rosier.“

„Ein Lieutenant? Einen Lieutenant schickt man zu solch' wichtigen Dingen hierher? Ich muß gestehen, daß mir die Sache immer räthselhafter wird. Und worin bestehen seine Instructionen?“

„Sie sind mir völlig unbekannt, ich weiß überhaupt nur, daß in Dingen, die Festungen Rheinfels und Katz betreffend, geheime Unterhandlungen zwischen Ew. Durchlaucht und dem Könige von Frankreich gepflogen sind, und bin angewiesen demjenigen französischen Botschafter, welcher sich bei mir durch einen Brief des Herrn Cardinals von Fürstenberg legitimiren würde, allen möglichen Vorschub zu leisten, und bei Ew. Durchlaucht zur gelegenen Zeit einzuführen. Worin seine Instructionen bestehen, ist mir ebensowenig bekannt, als der eigentliche Gegenstand der Unterhandlung. Zufällig habe ich von Rosier erfahren, daß derselbe Briefe, sowohl von dem Herrn Marschall de Bouffleur, als von dem Herrn Cardinal von Fürstenberg an Ew. Durchlaucht abzugeben hat.“

Der Landgraf heftete einen langen, forschenden Blick auf den Caplan, vermochte jedoch nicht in den glatten freundlichen Zügen desselben irgend einen Aufschluß über die Wahrheit seiner Rede zu erhalten.

„So begleitet morgen früh um 7 Uhr den französi-

schen Offizier auf die Festung, wir werden ihm auf dem Paradeplatz, wie zufällig, begegnen und hören, was er uns mitzutheilen hat," sagte nach kurzem Schweigen der Landgraf, erhob sich von seinem Sitze und verließ das Gemach. Der Caplan verweilte noch längere Zeit bei der Landgräfin.

Viertes Kapitel.

Die Jungfrauen=Versteigerung.

„Und das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben?" fragte am anderen Tage in keineswegs freundlicher Laune der Landgraf den französischen Offizier, mit welchem er, von dem geräumigen Exerzirplatze aus, sich auf die Höhe einer Schanze begeben hatte, wo Niemand das Gespräch belauschen konnte.

„Es scheint, daß der Herr Marschall de Boufflеur von Ew. Durchlaucht die weiteren Anerbietungen erwarten."

„Und weshalb hat man es unter diesen Umständen für angemessen gehalten einen Unterhändler hierher zu senden, dazu in der Person eines Lieutenants?" erwiederte der Landgraf, welcher seinen Aerger über die herabsetzende Behandlung nicht zu unterdrücken vermochte, welche man

von Seiten Frankreichs sich gegen ihn in einer so wichtigen Angelegenheit zu Schulden kommen ließ.

„Auf die Ehre eines Unterhändlers kann ich keinen Anspruch machen, bin vielmehr lediglich hierher geschickt, um, sofern Ew. Durchlaucht, sei es mündlich oder schriftlich, dem Herrn Marschall de Bouffleur, oder durch ihn, Sr. Majestät dem Könige von Frankreich, hinsichtlich hochdero Fortereſſen Mittheilungen zu machen gedächten, dieselben in sicherer und verschwiegener Weise zu überbringen."

„Ich bin dem Herrn Marschall für diese zarte Fürsorge sehr verbunden, obgleich derselbe nicht daran hätte zweifeln sollen, daß ich die Mittel besitze, mir meine Boten oder Couriere selbst zu beschaffen. — Weiter hat Ihnen der Herr Marschall nichts mitgetheilt?" fragte der Landgraf weiter, nachdem er eine Zeit lang geschwiegen.

„Nichts, nur daß ich wahrscheinlich von dem Herrn Cardinal von Fürstenberg, welcher binnen wenigen Tagen hier einzutreffen beabsichtigte, weitere Instruction erhalten würde."

„So? Also Se. Eminenz beabsichtigen mich zu besuchen? — Wir werden sehen, was er bringt. — Bis dahin sind Sie entlassen, wenn ich Ihrer bedarf, werde ich es Ihnen wissen lassen."

Der Landgraf, welcher hiermit kurz das Gespräch ab-

brach, kehrte auf den Exerzirplatz zurück, wo die nur aus 20 Mann bestehende Wache aufzog, die Parole ausgetheilt, und die Posten besetzt wurden. Darauf begab sich der Landgraf in seine Wohnung. Roster unterhielt sich noch mit den anwesenden Offizieren, welche, nach der Unterredung mit dem Landgrafen, in diesem unbekannten Fremden eine Person von Wichtigkeit erblickten und nicht ohne Neugierde seine nähere Bekanntschaft zu machen suchten.

Das Gespräch bewegte sich in soldatischer Weise in den letzten kriegerischen Ereignissen und in Muthmaßungen über die nächste Zukunft. Man hatte während desselben den Platz verlassen und den Rand einer Schanze erreicht, von welcher aus man einen Theil des Rheinthales übersehen konnte.

Roster war entzückt über die herrliche Aussicht, und bedauerte, daß ein höher liegendes Werk dieselbe zum größten Theile verdecke.

„Allerdings," sagte der Hauptmann von Berg, derselbe, welcher an jenem Hanse-Abend in der Lilie gewesen; „allerdings hindert jene Bastion die Aussicht von hier aus, aber, wenn es Ihnen gefällig ist, gehen wir hinauf; dort können wir die ganze Gegend übersehen, auch werden Sie Gelegenheit haben, die Stärke der Festung zu bewundern."

Um auf die Bastion zu gelangen, war es nöthig in einen Graben hinabzusteigen, welcher den inneren Theil der Festung von den äußeren Werken trennte. Von dort gelangte man durch einen verdeckten, unterirdischen Gang zu jener Bastion, welche das Hauptwerk der äußern Linie gegen Westen bildete. Am Eingang des verdeckten Ganges stand eine Schildwache. Der Hauptmann wechselte mit derselben die Parole und ging weiter; der Soldat aber hielt Rosier das Gewehr entgegen und weigerte den Eingang.

„Der Herr ist in meiner Begleitung, wie Du siehst, und kann passiren!" herrschte der Hauptmann die Wache an; „was fällt Dir ein, Kerl?"

„Ausdrücklicher Befehl, Herr Hauptmann, keinen Fremden durchzulassen, auch wenn er die Parole gibt."

Verwundert blickte der Offizier auf den Soldaten, dann wieder auf Rosier, welcher eine leichte Verlegenheit nicht zu unterdrücken vermochte: — „Ausdrücklicher Befehl? von wem?"

„Weiß nicht, Herr Hauptmann."

„Unter diesen Umständen bedaure ich, daß Ihnen die schöne Aussicht entgeht, mein Herr," sagte der Hauptmann zu Rosier mit einem zweideutigen Ausdruck, „wiewohl ich mir diesen außergewöhnlichen Befehl nicht zu erklären weiß."

„Erlauben Sie mir, Ihnen deshalb dennoch für die

Bemühungen zu danken, welche Sie zur Befriedigung eines unbedeutenden Wunsches gehabt haben," erwiederte artig der Franzose und entfernte sich, innerlich wenig befriedigt über den ihm zu Theil gewordenen Empfang.

Elsbeth Hager galt für das schönste Mädchen in St. Goar. Obgleich die Stadt damals nicht größer und nicht volkreicher war, wie jetzt, so mußte Elsbeth's Schönheit doch schon eine außergewöhnliche sein, denn in St. Goar sowohl, wie in den übrigen Städten des Rheinthals sind die schönen Mädchen niemals eine Seltenheit gewesen. Da Elsbeth zugleich eine volle, klangreiche Stimme besaß, und, ehe ihre Mutter erkrankte, häufig jene lieblichen melancholischen Volkslieder sang, welche noch jetzt am Rheine heimisch sind, so hatte man ihr den Namen „schöne Lorlei" gegeben, eine Benennung, die in der Umgegend so allgemein geworden war, daß überall, wo sie zum Besuch oder zur Kirmes erschien, sie nur „die schöne Lorlei von St. Goar," genannt wurde. Der schönen Elsbeth Vater war vor zwei Jahren, noch im kräftigen Mannesalter gestorben, er hinterließ seiner Wittwe und seinem einzigen Kinde, nebst einem hübschen Hause, ein ziemlich ansehnliches Vermögen, so daß Mutter und Tochter davon sorgenfrei leben konnten. Wie

mehrere Ehen in St. Goar, war auch die der Hager eine gemischte gewesen, denn die Mutter bekannte sich zur katholischen Confession, während der Vater der lutherischen Kirche angehört hatte. Durch den Uebertritt des Landgrafen Ernst zur katholischen Confession, hatte sich in St. Goar wieder eine katholische Gemeinde gebildet, welcher jetzt wie bereits bemerkt der Caplan Schleicher mit Erfolg vorstand, denn seinen eifrigen Bemühungen war es bereits gelungen, manches verlorne Schaf wieder zur rechtgläubigen Heerde zurückzuführen. In manche friedliche Ehe war dadurch statt Liebe Haß und Feindschaft gekommen, und der allgemeine Unwille gegen den Caplan würde sich in der protestantischen Stadt gewiß in größerem Maße geäußert haben, wenn dieser Letztere nicht bei dem Landgrafen in hoher Gunst gestanden hätte.

Auch bei der alten Hager betrieb der Caplan seine Bekehrungsversuche, wie der Leser bereits gesehen hat, in gewohnter energischer Weise, und schien es dabei zugleich mit auf die schöne Elsbeth abgesehen zu haben. Diese setzte seinen Bemühungen jedoch einen entschiedenen Widerstand entgegen, in welchem sie, sowohl durch das ihrem Vater auf dem Sterbebette geleistete Versprechen, als durch eine persönliche Abneigung gegen den Caplan bestärkt wurde. Der Zustand der alten Hager hatte sich in der letzten Woche merklich gebessert, und es schien

Hoffnung vorhanden, daß die Kranke, nachdem sie die gefährlichen Tage des Märzes überstanden, noch einmal einer kurzen scheinbaren Genesung sich erfreuen sollte.

Unter diesen Umständen vermochte es Elsbeth nicht, sich der allgemeinen Sitte zu entziehen, nach welcher die unverheiratheten Mädchen am Ostermontage öffentlich auf dem Rathhause zum Besten der städtischen Kasse versteigert wurden. Die Bietenden waren die Junggesellen von St. Goar und erlangten durch das Meistgebot das Recht, während des ganzen Jahres ausschließlich mit der ersteigerten Jungfrau zu tanzen. Es bestand dieser uralte Gebrauch in mehreren rheinischen Städten und findet sich sogar jetzt noch in einigen Gemeinden des Hundsrücks, der Eifel und an der Ahr, unter dem Namen: „Mailehen,“ nur fließt der Erlös selbst jetzt nicht mehr in die Gemeindekasse, sondern wird beim Tanze selbst verjubelt.

Das eben gedachte Fest fand in dem Jahre, worin unsere Erzählung beginnt, wenige Tage nach der eben beschriebenen Unterredung Rosier's mit dem Landgrafen statt. Der Platz vor dem Rathhause war mit Kränzen und Maien geschmückt und gegen den Andrang der Zuschauer abgesperrt. Dicht an der Thür standen die Mädchen, alle in weißen Kleidern, mit niedergeschlagenen Blicken, und in sich zusammengedrängt, wie ein Volk schüchterner Rebhühner. Es waren schöne, volle Gestalten, liebliche, ver-

schämt lächelnde Gesichter darunter, welche sich wohl dazu eigneten, die Kauflust der Jünglinge und jungen Männer zu reizen. Diese standen auf der anderen Seite, mit begehrlichen Blicken sich leise und lächelnd Bemerkungen der verschiedensten Art zuflüsternd.

Nachdem so eine Zeitlang den Kauflustigen Gelegenheit gegeben war, eine Wahl nach ihrem Geschmack zu treffen, sofern dies nicht, wie in den meisten Fällen, bereits vorher geschehen, erschien der gleichfalls an diesem Tage für ein Jahr neu gewählte Rathsbürgermeister, umgeben von den Rathsherren. Bei der Ankunft der Väter der Stadt trat allgemeine Stille ein, welche der Bürgermeister dazu benutzte, um die Bedingungen bei der Versteigerung zu verlesen. Diese begann, dem Herkommen gemäß, mit der ältesten Jungfrau, welches immer die natürliche Folge hatte, daß die ersten Gebote die geringsten blieben, woraus ersichtlich, daß ein Mädchen, wenn es in das reifere Alter tritt, sich mit anderen Dingen, als mit dem Tanzen beschäftigen soll.

Die Gebote erhöhten sich im Laufe der Versteigerung; das Herzklopfen manches hübschen Mädchens, dessen Schicksal bereits erfüllt war, aber verschwand, während die noch übrigen mit um so größerer Spannung dem Augenblicke entgegen=sahen, wo auch über sie und über die stillen Wünsche ihres Herzens entschieden werden sollte.

Unter den Jungfrauen befanden sich nur zwei, die jünger wie Elsbeth waren, weshalb ihr Name fast zuletzt aufgerufen wurde. Eine tiefe Stille trat ein, als der Bürgermeister die Worte: „Elsbeth Hager, wer bietet?“ mit lauter Stimme sprach; Aller Blicke richteten sich auf das schöne Mädchen, welches tief erröthend, mit niedergeschlagenen Augen dastand. Es schien fast, als ob Keiner zu bieten wage, weil Jeder fühle, daß nur ein hoher Preis für diese Blume der Jungfrauen gegeben werden könne. „Wer bietet auf Elsbeth Hager?“ wiederholte der Bürgermeister.

„Fünf Thaler!“

Es war dies ein ungewöhnlich hohes Gebot — Elsbeth hatte, ohne aufzusehen, die Stimme von Johannes Kretsch erkannt, und ihr Herz klopfte lauter.

„Niemand mehr?“ — fünf Thaler, zum Ersten — zum Zweiten und —

„Sechs Thaler!“ ertönte es wieder — diese Stimme kannte Elsbeth nicht.

Die Gebote steigerten sich, wurden bald mit leidenschaftlicher Schnelle abgegeben, und eben war die Summe von 25 Thlr. geboten, als der Bürgermeister sich bewogen fand Einhalt zu thun.

„Wer sind die Bietenden?“ rief er mit erhobener Stimme; „wer sind die Bietenden, welche für das Ver-

gnügen des Tanzes so enorme Summen bezahlen können; ich bin verpflichtet zu ermitteln, ob sie auch zahlungsfähig sind, damit die Stadtkasse keinen Nachtheil erleide."

„Ich bin's, der zuletzt geboten," rief Johannes Kretsch. „Es wird Niemand auftreten, welcher sagt, ich sei Jemand einen Pfennig schuldig, auch ich bin bereit gleich zu zahlen."

„Und wer ist der Concurrent?"

„Mein Name ist Rosier, ich war Lieutenant in Sr. Majestät des Königs von Frankreich Diensten, jetzt wohne ich hier — ich werde ebenfalls baar bezahlen, biete 30 Thlr.

„Und ich 31 Thlr." rief Kretsch.

„Halt, halt!" schrie der Bürgermeister, „halt, sag' ich; die ganze Bieterei ist ungültig; sind Sie Bürger von St. Goar, Herr Lieutenant Rosier? Es sind von dieser Versteigerung alle Fremden ausgeschlossen; es ist gleichsam nur ein Familienfest, was die Bürger unter sich feiern, ein Abkommen, um allen weiteren Streitigkeiten während des ganzen Jahres vorzubeugen, ein — doch, das ist gleichgültig, was es noch mehr ist, genug Sie sind nicht Bürger oder Bürgers Kind von St. Goar und man wird nicht zugeben, daß ein unbekannter Fremde das schönste Mädchen der Stadt ersteigere."

Diese salbungsvolle und die städtische Gerechtsame in

so hohem Grade währende Rede des neuen Consuls rief einen allgemeinen Beifallssturm hervor, welcher es Roster unmöglich machte, sogleich zum Worte zu kommen. Endlich gelang ihm dies: „Wenn ich noch nicht Bürger von St. Goar bin, so will ich es werden, ich beabsichtige mich hier niederzulassen, mich hier anzukaufen und deshalb wird mir wohl das Recht zustehen, hier mitzubieten, da das Ganze ja doch nichts als ein Scherz ist, und es am Ende gleichgültig bleibt, mit wem ein Mädchen tanzt."

Der Bürgermeister, noch von dem glänzenden Erfolge seiner ersten Rede begeistert, konnte diese Gelegenheit, neue Lorbeeren auf diesem Felde zu erwerben, nicht ungenützt vorüber-gehen lassen:

„Bürger werden? — niederlassen? — ankaufen? — Das Alles sagen Sie so geschwind, in einem einzigen Satze, als ob sich das machen ließe, wie man eine Hand umdreht. Nein, junger Herr, Bürger von St. Goar wird man nicht über Nacht, wenn man sich's Abends im Wirthshause vorgenommen hat! Dazu sind viele, viele Dinge nöthig, viele Förmlichkeiten zu erfüllen, und es kann eine geraume Zeit darüber hingehen, bis der Rath der Stadt seine schließliche Zustimmung giebt — auch sind damit Kosten verbunden, nicht unbedeutende Kosten, denn die Stadt besitzt mancherlei Vermögen, na-

mentlich einen großen Wald — doch das gehört nicht hierher, was die Stadt Alles besitzt! — Bevor Sie nicht Bürger sind, können Sie nicht bieten, mag der Tanz sein, was er will, mögen Sie tanzen, wo und mit wem Sie wollen, hier muß ich es Ihnen von Amtswegen untersagen! — Wir fangen mit der Jungfrau Elsbeth Hager von Neuem an!"

„Ich bleibe bei meinem letzten Gebot," rief Kretsch, „Niemand soll mir nachsagen, daß ich nicht gehalten, was ich einmal gesagt, ich biete 31 Thlr., wer bietet mehr?"

Es war dies ein so ganz ungewöhnliches Gebot, daß der Zuschlag sehr bald erfolgte.

„Heute Abend ist Ball," sagte zum Schlusse der neugewählte Bürgermeister, „es geschieht dies nach altem Brauch zur Ehre der heute stattgehabten Wahl — meiner Wahl! Ich lade zu diesem Feste ein."

„Hoch lebe der Herr Bürgermeister!"

Mit diesem Rufe schloß die Jungfrauen-Versteigerung. Jeder, der ein Mädchen erworben, hatte das Recht, dasselbe heute nach Hause zu führen, und auch Kretsch machte von diesem Vorzuge Gebrauch. Es war ein kurzer Weg bis zu dem Hagerschen Hause, der Arm der Jungfrau ruhte nur leise, kaum fühlbar, in dem des jungen Mannes, auch wurde unterwegs kein Wort, selbst nicht einmal beim Abschiede gesprochen, denn der sonst

so muthige Kretsch war verlegen und vermochte mit aller Anstrengung keine einzige Sylbe hervorzubringen. Ehe Elsbeth jedoch in das Haus trat, schlug sie zum ersten Male die Augen auf und ihre Blicke begegneten denen ihres Begleiters. — Diese Blicke drangen durch das Auge tief in die Seele, in das Herz. Ist nicht ein Blick genug, um eine ewige, unauslöschliche Liebe zu erwecken?

Der Ball, welchen der neue Bürgermeister zu Ehren seiner Wahl, dem Herkommen gemäß, ebenfalls im Rathhaussaale gab, vereinigte zum ersten Male die neuen Paare, und auch Elsbeth war unter den Tanzenden. Ihre schönen Augen leuchteten heute glänzender, wie je in Heiterkeit und Lust. Leicht, wie eine Grazie, schwebte sie, von dem Arme ihres Tänzers umschlungen, durch die Reihen, Aller Blicke auf sich ziehend, und die allgemeine Aufmerksamkeit fesselnd. Hat der Tanz schon an sich etwas Gefahrbringendes für das Herz einer Jungfrau, selbst wenn sie, der Sitte gemäß, nur ein oder höchstens zwei Mal an einem Abend mit einem jungen Manne tanzt, und dazu noch in einem so rasenden Takt, daß eine Unterhaltung kaum möglich ist; um wie viel größer mußte diese Gefahr damals sein, wo die Sitte ein Paar den ganzen Abend zusammen hielt, und die Tänze in einem ehrbaren, langsamen Tempo sich bewegten, welches zu jeder Zeit eine Mittheilung möglich machte. Fügen

wir hinzu, daß Kretsch schon lange im Stillen für Elsbeth geglüht und daß diese mit einer inneren Freude, welche sie sich selbst nicht gestehen mochte, dem Gange der Versteigerung gefolgt war; so wird man es natürlich finden, daß, als Kretsch seine Tänzerin, nachdem der Ball vorüber war, abermals nach Hause begleitete, er nicht wieder so stumm und verlegen, wie am Nachmittage neben ihr herging, ihr vielmehr Vieles, sehr Vieles, aber in einem so leisen Tone zu sagen hatte, daß selbst wir davon nichts verstehen und, ungeachtet der Dunkelheit nur bemerken konnten, daß er beim Abschied die nicht widerstrebende Jungfrau leise umschlang, und einen flüchtigen Kuß auf ihre reizenden nicht widerstrebenden Lippen drückte.

Kretsch blieb, als Elsbeth verschwunden, noch lange vor dem Hause stehen; er sah, wie oben ein verhangenes Fenster von einem matten Lichtschimmer erhellt wurde, wie ein leichter Schatten zuweilen daran vorbei-schwebte, wie dann das Licht erlosch, und auch dieses Fenster, gleich den übrigen des Städtchens in der Dunkelheit der Nacht da-lag; aber dieses eine, dunkle Fenster barg jetzt für ihn alles Glück der Erde! Er wäre am liebsten davor stehen geblieben, bis die Sonne wieder drüben über die Berge herauf-gestiegen, das Fenster sich dann geöffnet, und Elsbeth's freundliches, liebes Gesicht ihm den Morgengruß zugewinkt hätte. Bald sah er jedoch ein, daß

er sich die Erfüllung dieses Wunsches versagen mußte — langsamen Schritts ging er längs der kleinen Mauer hin, welche die schmale Straße von dem breiten, tief und schnell dahin rauschenden Rhein trennte. Ein langer Seufzer hob unwillkürlich seine Brust. Droben am klaren Himmel leuchteten im reinen Glanz die ewigen Sterne, ihr Licht gab der Strom nur gebrochen und zitternd zurück, aber die Schatten der Berge ruhten schwarz und fast unbeweglich auf ihm. Unwillkürlich zog eine bange Ahnung durch die Seele des Glücklichen: es war ihm, als ob der Stern seiner Liebe, der jetzt so hell und rein in seinem Herzen leuchtete, in dem wilden Strome des Lebens auch nur gebrochen und zitternd widerstrahlen solle, von den dunkeln Schatten des Leides umgeben! Er blickte noch einmal zurück, nach dem kleinen Fenster, dann bog er in eine enge Gasse, welche zu seiner Wohnung führte.

Sobald er verschwunden, tauchte eine Gestalt hinter einem Mauervorsprung hervor, und horchte auf die immer weniger deutlich werdenden Tritte des sich Entfernenden.

„Also Der?“ murmelte der in einen Mantel gehüllte Mann vor sich hin, „Der tritt mir zum zweiten Male in den Weg, und diesmal, um einen lang überlegten,

wohl berechneten Plan zu zerstören! Hüte dich, Johannes Kretsch! hüte dich, diesmal möchte es Ernst werden!“

Es war der Caplan Schleicher, welcher diese Worte leise, aber leidenschaftlich vor sich hin gesprochen hatte.— Bald war es still und einsam vor Elsbeth's Wohnung, der Geliebte und der Feind ihrer Liebe hatten sie beide verlassen, nur die Träume kamen, leise und ungesehen, lieblich und beglückend und gaukelten in der Seele der schlummernden Jungfrau ihren leichten, luftigen Reigen!

Fünftes Kapitel.

Der Verrath.

Wie Roster richtig vorausgesagt, kam wirklich der Cardinal von Fürstenberg einige Tage später auf Rheinfels an, wo er mit großer Zuvorkommenheit von dem Landgrafen und noch mehr von dessen Gemahlin empfangen wurde. Es fanden viele und geheime Unterredungen statt, welche sämmtlich die Uebergabe der Festungen Rheinfels und Katz an die Franzosen zum Gegenstande hatten und zu denen auch der Caplan Schleicher zugezogen wurde. Der Landgraf beharrte bei seinen bereits angeführten Bedingungen, während der Cardinal ihn zu überreden suchte, sich mit einer Pension von 6000 Thlr., jährlich zu begnügen.

Der Landgraf fing an, durch dieses Anerbieten, welches der Cardinal auf 8 und dann auf 10,000 Thlr.

steigerte, schwieriger denn je zu werden, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er am liebsten die ganzen Unterhandlungen abgebrochen sehen möchte. Unter solchen Umständen versprach Fürstenberg die letzte Erklärung dem Marschall de Boufflеur mitzutheilen, und sie seiner Seits zu unterstützen.

Wir dürfen uns kaum wundern, wenn wir in der Geschichte lesen, mit welchem unglaublichen Uebermuthe und Rücksichtslosigkeit Ludwig XIV., welcher sich den Großen und Allerchristlichsten König nennen ließ, die deutschen Fürsten behandelte; wie er, kaum wissend, daß es geschah, auf den bloßen Antrag Louvois', ganze Landstriche, mit blühenden Städten und Dörfern, in eine Wüste verwandeln ließ; denn die Schwäche und der Verrath der deutschen Fürsten mußte in dem Herzen des mächtigen Königs das Gefühl der Verachtung erzeugen, welches jede Rücksicht bei Seite setzt. Die Völker waren damals aber noch vollständig Nebensache, und die Politik Ludwigs fand es gerechtfertigt und unbedenklich, ohne alle Schonung gegen einen verachteten Gegner zu verfahren.

Schon in den Jahren 1772 und 1773 hatte Ludwig XIV. den Feldzug gegen Deutschland fast allein durch die Bestechung des ersten Rathgebers des Kaisers, des Fürsten von Lobkowitz, geführt, welcher dem General Montecuculi den geheimen Befehl ertheilte, sich in keine

Schlacht mit den Franzosen einzulassen. Die Folge davon war, daß das deutsche Heer, worunter die Brandenburger unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der es allein ehrlich meinte und dem es allein Ernst mit dem Kriege war, so lange auf nutzlosen Märschen herumgeführt wurde, bis es zu jedem Widerstande zu schwach geworden, und sich auflösen mußte.

Gleichzeitig bot der Landgraf Ernst dem Könige von Frankreich zwei der damals stärksten Grenzfestungen an, sowie man ein Paar Pferde zum Verkaufe anbietet — war es da ein Wunder, daß der französische Herrscher die Achtung vor seinen deutschen Gegnern verlieren mußte? Obgleich die verrätherische Handlungsweise des Landgrafen Ernst noch in Zweifel gezogen wird, weil er sonst ein in jeder Beziehung achtungswerther Fürst war, welchem sowohl Rheinfels wie St. Goar während seiner langen Regierung sehr Vieles zu danken haben, so enthalten jene authentischen Briefe, die der Leser im zweiten Kapitel eingesehen, doch den unwiderlegbaren Beweis jenes beabsichtigten Verraths. — Doch wir fahren in unserer Erzählung fort.

Der Cardinal von Fürstenberg, der überall, wo es galt deutsche Interessen zu verrathen, die Hand mit im Spiele hatte, war bereits drei Tage auf Rheinfels, und es schien fast, als ob die Unterhandlungen zu keinem

Ergebniß kommen sollten. Da wurde Rosier plötzlich am Abende des vierten Tages durch einen unbekannten Boten zu dem Caplan Schleicher beschieden, wo er sich nach zehn Uhr unbemerkt einfinden sollte. Er fand dort außer dem Caplan auch den Cardinal.

„Der Zweck unserer Unterredung wird Ihnen nicht fremd sein,“ begann der Letztere nach den üblichen Begrüßungen; „ich setze voraus, daß Sie sich in Kenntniß von dem befinden, was vorausgegangen und was beabsichtigt wird.“

„Nach den mir gewordenen Instructionen habe ich nur Mittheilungen von Ew. Eminenz zu empfangen,“ erwiederte der Franzose ausweichend, „ich muß daher annehmen, daß ich mich durch den an den Herrn Caplan übergebenen Brief hinlänglich legitimirt habe.“

Der Cardinal durchlas nochmals diesen offen auf dem Tische liegenden Brief, und fuhr dann nach einigem Schweigen fort: „So übergeben Sie dieses Schreiben persönlich dem Herrn Marschall, sagen Sie ihm mündlich dabei, daß der Landgraf sich auf andere Bedingungen niemals einlassen wird, daß er überhaupt zu bereuen schiene, die Unterhandlungen jemals angeknüpft zu haben, daß der Landgraf von Hessen-Kassel auf eine mir unerklärliche Weise Kenntniß davon erlangt habe, und daher wolle man französischer Seits überhaupt auf den Plan

eingehen, da Eile nöthig sei, ehe etwa eine Kasselsche Besatzung auf Rheinfels einträfe."

Rosier hatte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Cardinal zugehört, und wiederholte, als dieser geendet, den ihm ertheilten Auftrag, zum Beweise, daß er ihn richtig aufgefaßt, zugleich versichernd, ihn pünktlich ausrichten zu wollen.

„Weiter haben Ew. Eminenz mir nichts mitzutheilen?" fragte Rosier nach einer kurzen Pause.

Der Cardinal schien zu zögern, als ob er über einen zu fassenden Entschluß nicht mit sich einig sei; der Caplan näherte sich ihm und flüsterte längere Zeit, während welcher Fürstenberg zuweilen prüfend seine Blicke auf Rosier ruhen ließ.

„Sie erwarten den Plan der Festung von mir," sagte er darauf zu ihm, — „hier ist er!" Er reichte mit diesen Worten dem Franzosen ein zusammengerolltes Papier hin. Rosier entfaltete es und betrachtete lange mit großer Aufmerksamkeit den darauf gezeichneten Grundriß der Festung Rheinfels.

„Ich bin ermächtigt," sagte er dann, „Ew. Eminenz für diesen Plan einen Wechsel, zahlbar in Frankfurt nach Sicht auf 1000 Stück Louisdor, auszuhändigen, zugleich aber angewiesen, mich vorher persönlich genau davon zu überzeugen, daß dieser Plan in allen seinen Theilen rich-

tig und ganz vollständig ist. Wenn ich auch nicht zweifle, daß derselbe alle die verlangten Eigenschaften besitzt, so bedaure ich doch, Ew. Eminenz den Wechsel nicht eher aushändigen zu können, bis ich die mir befohlene Untersuchung vorgenommen. Wie dies möglich, vermag ich freilich nicht einzusehen, da der Landgraf mich mit einem so entschiedenen Mißtrauen behandelt, daß mir der Eingang zur Festung gänzlich verwehrt wird."

„Ihr Begehren ist in jeder Beziehung begründet," erwiederte der Cardinal, „nehmen Sie den Plan deshalb mit, studiren Sie denselben genau durch, prägen Sie die Hauptsachen Ihrem Gedächtnisse ein, oder machen Sie sich kleine Handzeichnungen — morgen um zehn Uhr wird der Hauptmann von Berg Sie überall in der Festung herumführen, Ihnen alle Werke, Gräben, verdeckte Gänge u. s. w. zeigen, und Sie dadurch vollständig in den Stand setzen, die Richtigkeit des Planes zu prüfen."

Rosier stand nach dieser unerwarteten Mittheilung einigermaßen erstaunt vor dem Cardinal und wußte augenblicklich kaum eine Erwiederung zu finden.

„Ich werde Ew. Eminenz Weisung befolgen, und morgen Abend, wie ich nicht zweifle, den Wechsel in Ihre Hände übergeben können. — Gott schütze Frankreich vor solchen Verräthern!" murmelte er vor sich hin, als

er durch die dunkle Straße, den Plan der Festung wohl verwahrend, nach Hause ging.

Wie der Cardinal gesagt, führte am anderen Tage der Hauptmann von Berg Rosier durch alle Werke der Festung, so daß er vollständige Gelegenheit hatte, sich von der Richtigkeit des Planes zu überzeugen. Der Cardinal, welcher hier den doppelten Verräther spielte, hatte den Landgrafen dazu vermocht, weil man von französischer Seite Zweifel in den guten und baulichen Zustand der Werke setze, und sich nur auf Unterhandlungen einlassen wolle, wenn die Angaben des Landgrafen, daß alle Werke durchaus dauerhaft und stark gebaut seien, sich bei einer vorzunehmenden Besichtigung bestätigen werde. Gegen den Offizier ließ man verlauten, daß Rosier eigentlich ein französischer vom Landgrafen gewonnener Ingenieur sei, dessen Urtheil über die Festung dieser hören wolle. Rosier fand den Plan durchaus richtig und vollständig, und händigte daher dem Cardinal den Wechsel über 1000 Louisdor, zahlbar in Frankfurt a. M. nach Sicht, aus, für welche Summe dieser die Festung Rheinfels an die Franzosen verrathen hatte.

Am folgenden Tage fuhr Rosier den Rhein hinab nach Boppard; hier verweilte er jedoch nur so lange Zeit, um sich ein Pferd zu kaufen, mit welchem er die Straße nach dem Hundsrücken einschlug. Sie führte ihn zuerst

an dem reichen, wundervoll gelegenen Kloster Marienberg, der jetzigen vielbesuchten Wasserheilanstalt vorbei, und zog sich dann an den steilen Abdachungen des Rheingebirges in die Höhe. Oben angelangt, hielt Rosier sein Pferd an und schaute hinab in das herrliche, weit vor ihm aufgerollte Rheinthal, gefesselt von dem Reize einer so vollendeten Naturschönheit, dann trabte er weiter durch den Wald, ein munteres französisches Lied singend, und befand sich bald auf den öden unwirthbaren Höhen des Hundsrücks, über welche er weiter ziehend, gegen Abend das Städtchen Castellaun erreichte, wo er übernachtete. Als er am andern Morgen früh seine Reise fortsetzte, ruhten noch die Nebel der Nacht in den kleinen Thälern, welche die Hochebene des Hundsrücks durchschneiden, aber die Höhen des Soon, des Idar und der fernen Eifel lagen klar in scharfen Linien vor den Blicken des Reisenden. Rosier achtete wenig auf die Schönheiten der Gegend, sondern trieb sein Pferd zur Eile an und schien dabei in tiefes Nachdenken zu versinken. Nachdem er so bis gegen Mittag fortgeritten, begann der Weg allmälig sich zu senken und wurde bald so steil, daß Rosier genöthigt war, abzusteigen und sein Pferd zu führen. Bald nahm die Gegend einen andern Charakter an, der Reisende erblickte wieder Nußbäume und Weinberge und gleichzeitig unten in einer engen Schlucht die Thürme des

Städtchens Trarbach. Hier fand Rosier ein bewegtes und munteres Leben, das Städtchen wimmelte von Franzosen, welche in ihrer gewohnten Weise auf Kosten der Stadt und ihrer Bewohner sich ihres Daseins freuten, und sich alle diejenigen Genüsse bereiteten, welche die Gegend ihnen zu gewähren im Stande war.

Ludwig der XIV. hatte es nämlich auch für gut befunden, sich der Saar und der Mosel durch die Erbauung der Festungen Saarlouis und Montroyal dauernd zu versichern, unbekümmert des Widerspruchs der deutschen Fürsten, in deren Gebiet diese Raubschlösser angelegt wurden. Saarlouis wurde durch hingesandte Verbrecher bevölkert, Montroyal diente lediglich zum Waffenplatz und hatte nur militairische Besatzung.

Die Mosel bildet bei Trarbach eine jener großen Krümmungen, welche ihren Lauf so malerisch und reizend machen, und umfließt dort einen nach drei Seiten steil abfallenden Bergrücken, welcher auf der Nordseite nur durch eine schmale Erdzunge mit der Eifel zusammenhängt. Dieser Bergrücken beherrschte den einzigen für ein Kriegsheer möglichen Uebergangspunkt und zugleich die Straße, welche die Eifel mit dem Hundsrücken verband. Jenen, in damals strategischer Hinsicht sehr wichtigen Punkt, hatten die Franzosen stark befestigt und ihm den Namen Montroyal gegeben, eine Benennung, welche dieser Berg, den noch

jetzt die Trümmer jener Festung krönen, für alle Zeiten behalten hat.

Montroyal war zur Zeit unserer Erzählung erst vor wenigen Jahren erbaut und theilweise noch nicht vollendet. Es diente zum Sammelplatz der französischen Truppen, welche hier und in den umliegenden Orten einquartiert waren. Das sonst so friedliche und ruhige Moselthal hatte dadurch in dieser Gegend einen ganz anderen Charakter angenommen. Trarbach bildete den Mittelpunkt der französischen Truppen, in deren Gefolge sich zugleich jener Anhang von Gesindel befand, ohne welches ein französisches Heer vor dem Jahre 1790 niemals in das Feld zu rücken vermochte.

Der Marschall Boufflеur war damals selbst in Montroyal anwesend, und an ihn ging Rosier's Botschaft. Der Marschall empfing den jungen Offizier, wie man einen Boten, dem eine wichtige Nachricht anvertraut ist, erwartet, ohne jedoch den höheren Vorgesetzten einen Augenblick gegen den untergeordneten Offizier unbeachtet zu lassen.

Schweigend hörte er die Meldung, welche ihm Rosier mündlich überbrachte, las den Brief des Cardinals, prüfte genau den Plan der Festung Rheinfels, und erst nach längerer Zeit richtete er an den in militairischer Haltung vor ihm stehenden Offizier weitere Fragen.

„Haben Sie sich genau überzeugt, daß dieser Plan richtig ist, so genau, daß man denselben in jeder Beziehung bei einem Angriffe als die Grundlage der Operation betrachten kann?“

„Man hat mir gestattet, alle Werke, ohne Ausnahme, sorgfältig in Augenschein zu nehmen, und ich habe mich überzeugt, daß dieser Plan eben so richtig als vollständig ist.“

Ein spöttisches Lächeln spielte bei diesen Worten Rosier's um den Mund des Marschalls. „Demnach haben Sie den Wechsel dem Cardinal von Fürstenberg ausgehändigt?“

„Meinen Instructionen gemäß glaubte ich dies thun zu müssen, da die Uebergabe des Planes davon abhängig gemacht war.“

„Er hat das Geld redlich verdient, möge es ihm wohl bekommen! Freuen wir uns, daß wir der Geber und nicht der Empfänger sind!“

„Kein Franzose würde sich zu solchem Verrathe hergeben — Still, still,“ unterbrach ihn der Marschall — „ein goldner Schlüssel öffnet viele Schlösser, es kommt immer nur darauf an, daß er schwer genug sei! — doch, lassen wir das; ich bin mit Ihnen zufrieden, Herr Lieutenant, Sie haben sich als brauchbar erwiesen und Ihr Talent zu dergleichen Geschäften dargethan. Kehren Sie

zurück nach St. Goar, übergeben Sie dem Landgrafen das Schreiben, welches Ihnen heute Abend zugestellt werden wird, und haben Sie genau auf Alles Acht, was dort vorgeht; ist es von Wichtigkeit, so melden Sie mir direct."

„Mein Herr Marschall," erwiederte Rosier nach einigem Zögern, „ich bin Sr. Majestät Offizier; mit je mehr Gefahr ein Befehl verbunden ist, den Sie mir ertheilen, um so lieber soll er von mir empfangen und ausgeführt werden, aber ich glaube nicht, daß dem Soldaten die Pflicht obliegt, die Rolle eines — Spions zu übernehmen, denn dies ist am Ende doch lediglich das unehrenhafte Geschäft, zu welchem ich mich hergeben soll. Deshalb bitte ich Sie inständig, Herr Marquis, mich davon zu entbinden."

Der Marschall hatte mit ruhiger Miene die Rede des jungen Offiziers angehört, seine Züge waren während derselben sogar freundlicher geworden, und es schien fast, als ob er eine solche Bitte von Seiten Rosier's erwartet habe.

„Sie befinden sich im Irrthum," erwiederte er dann lächelnd, indem er Rosier die Hand auf die Schulter legte, „wenn Sie glauben, ich wollte Sie zu irgend einer Handlung benutzen, welche sich mit der Ehre eines Offiziers nicht vertrüge. Sie erhalten durch den Brief

an den Landgrafen den Charakter eines Unterhändlers und darin werden Sie nichts Unehrenhaftes finden. Daß wir die verrätherischen Absichten eines deutschen Fürsten und den doppelten Verrath eines deutschen Cardinals zu unserem Vortheile benutzen, wirft keinen Flecken auf die Ehre Frankreichs. Der Soldat muß nicht allein Tapferkeit, sondern auch Klugheit besitzen; derjenige, welcher sich nur die erstere zu eigen gemacht hat, kann niemals etwas Anderes, als ein Werkzeug sein. Merken Sie sich das, Sie sollen nichts thun, was mit Ihrer Offiziersehre im Widerspruch kommt, aber Sie sollen mir helfen die Festung Rheinfels erobern, sei es durch Geld oder durch Eisen, und wenn die Fahne des Königs auf den Wällen weht, wird Ihre Beförderung zum Capitain die nächste Folge davon sein."

„Und wenn der Angriff beschlossen ist," erwiederte Rosier, „wird es mir gestattet werden, daran Theil zu nehmen?"

„Wenn der Krieg erklärt ist, reisen die Gesandten ab," entgegnete lächelnd der Marschall, indem er gleichzeitig mit der Hand das Zeichen zur Beendigung dieser Unterredung gab.

Mit innerer Befriedigung setzte sich der Marschall, nachdem ihn Rosier verlassen hatte, hin und berichtete an den König, welchem er den Plan der Festung mit-

schickte. Gleichzeitig schrieb er an Louvois, an diesen seinem Ende nahen Minister und sprach sich dahin aus, daß es am besten sei, den Landgrafen noch eine Zeitlang mit erfolglosen Unterhandlungen hinzuhalten und dann die Festung durch einen Handstreich zu nehmen, was unbedenklich gelingen müsse. Im Sinne dieser Rathschläge schrieb er auch an den Landgrafen Ernst, und schon am frühen Morgen des folgenden Tages ritt Rosier mit dieser Botschaft versehen wieder die steile Bergstraße hinan, welche von Trarbach über den Hundsrücken nach dem Rheine führt.

Sechstes Kapitel.

Die Verlobung.

Freundlich schien die Morgensonne in das Fenster von Elsbeth's Wohnung. Die alte Hager war heute zum ersten Male wieder aufgestanden, hatte sich in ihren weichen Sessel an's Fenster gesetzt und schaute hinaus auf den ruhig und rasch dahin fließenden Rhein und auf die sonnigen Berge drüben, an deren Fuß das freundliche Städtchen St. Goarshausen ausgestreckt da=lag. Zu Füßen der Alten saß Elsbeth, ihre schönen Züge strahlten das Glück ihrer Seele zurück, welches sie empfand über die Genesung der Mutter, und über noch etwas Anderes, das sie sich selbst noch nicht gestehen mochte.

Bald wurde die Scene draußen belebter. Zwar tönte nicht, wie jetzt, die Glocke der eilig heranrauschenden Dampfer, welche sich kaum Zeit nehmen, ihre Passagiere

an's Land zu setzen, oder an Bord gelangen zu lassen, um im raschen Wettlauf keine Minute zu versäumen; auch war es kein kolossales Schleppschiff, welches, wie ein unheimlich schwarzes Ungethüm, stöhnend und stampfend eine lange Reihe schwerbeladener Schiffe, unbekümmert um die heftige Strömung, den Rhein hinaufzog — die Kraft des Dampfes war damals noch nicht eine willige Dienerin des Menschen geworden, sowie es jetzt viele andere uns unbekannte Kräfte ebenfalls noch nicht sind, welche aufzufinden und sich dienstbar zu machen unseren Enkeln vorbehalten ist. Sie werden dann, wie wir jetzt vom Dampf, an dem Nutzen und den Nachtheilen ihrer neuen Erfindungen Theil haben; denn sobald eine neue großartige Erfindung unserem Geiste entsprungen in das Leben der Menschen getreten, beginnt sie eine fast allgemeine Umgestaltung der bisher gewohnten Verhältnisse. Es erstreckt sich dies auf Dinge, deren Zusammenhang mit jenen dienstbar gemachten Kräften, welche die der Menschen entbehrlich machen, kaum geahnet wird, der aber dennoch besteht und leicht nachgewiesen werden kann. Die menschliche Gesellschaft ist dadurch genöthigt, sich anderweitig einzurichten, weil die alte Einrichtung nicht mehr paßt; wer dies nicht kann, oder eigensinnig nicht will, geht zu Grunde. Gierig baut der Nachbar aus diesen Trümmern sich sein neues luftiges Gebäude,

welches kaum fertig schon von einer andern Umwälzung erschüttert oder zerstört wird, und ebenso leicht wieder zusammenstürzt, als es aufgebaut worden.

Je größer die Kräfte sind, welche der Mensch sich dienstbar macht, je größer wird die Macht des Kapitals, des Geldes, welches diese Kräfte erzeugen und über sie gebieten kann. Immer entbehrlicher wird der Mensch selbst, seine persönliche Kraft, seine persönliche Thätigkeit; immer schwerer wird es für den Menschen für seine Kraft, für seine Thätigkeit eine Beschäftigung zu finden, oder mit anderen Worten, immer schwerer wird es für den Arbeiter, sich zu ernähren, denn die Maschine ersetzt ihn hundertfach, und ein kleines schwaches Männchen mit 100,000 Thlr. Kapital, oder 20 — 30 solcher Männchen zusammen — eine Actien-Gesellschaft, können viele solcher Maschinen bauen lassen, welche gar nicht zu essen brauchen, und niemals schlafen. Der starke Mann bietet sich an, die kleinen Handlangerdienste der Maschine zu thun, welche ihm sonst sein Lehrjunge verrichten mußte — denn er muß doch leben mit seiner zahlreichen Familie! Aber der Maschinenherr weist ihn zurück — er kann dazu Kinder benutzen, welche einen viel geringeren Lohn erhalten, ein paar Silberlinge, dabei nichts lernen, an Leib und Seele verderben, im kaum mannbaren Alter verführt werden, heirathen und die Welt wieder mit einer

Anzahl krüppelhafter, scrophulöser Kinder beglücken, denen man bei ihrer Geburt nichts Besseres wünschen kann, als einen recht baldigen Tod.

Doch das gehört nicht hierher, wie der Bürgermeister von St. Goar bei der Jungfrauen-Versteigerung bemerkte, — wir sehen in die vor Freude strahlenden Augen der schönen Elsbeth Hager und betrachten mit ihr und ihrer ebenfalls freudig bewegten Mutter, die vielen bunten Schiffe und Nachen, welche mit Fahnen und grünen Maien geschmückt den Rhein hinunter gleiten und alle unterhalb der Stadt bei der großen Wiese anlanden, denn es war Pfingsten, das helle Sommerfest des Jahres, und in St. Goar wurde an diesem Tage das Schützenfest gefeiert, zu welchem die Umgegend herbeiströmte, und die Schützen aus ganz Hessen und allen benachbarten Staaten eingeladen waren.

Es währte dies Fest drei Tage, das Schießen begann schon an jedem Morgen um acht Uhr und dauerte bis gegen Abend, wo der Tanz unter großen Zelten eröffnet wurde. Man schoß um Preise nach verschiedenen Scheiben, in einer Entfernung von 280 Ellen. Jeder Schütze hatte 20 Schüsse, den Hauptpreis erhielt aber derjenige der drei besten Schützen, welcher in einem unter diesen abgehaltenen besonderen Wettschießen den Meisterschuß that.

Mit wehmüthigen Gefühlen blickte die alte Hager auf die zunehmende Fröhlichkeit, sie gedachte der Zeit, wo auch sie auf diese drei Tage sich das ganze Jahr gefreut, wo auch sie an einem solchen Feste als blühende Jungfrau zum ersten Male mit ihrem verstorbenen Manne getanzt, und im nächsten Jahre dies als seine glückliche Braut wiederholt hatte. — Jetzt war er von ihr durch den Tod geschieden, er, der sie immer treu und redlich bis zum letzten Tage seines ruhigen Lebens geliebt hatte, und auch sie wußte, daß sie bald wieder mit ihm vereint sein würde. Mit mütterlichem Schmerze ruhte ihr Auge auf Elsbeth, deren schönes Gesicht das innere Glück ihres Herzens wiederstrahlte, und deren Blicke jetzt, in sich versunken, auf dem vorüberziehenden Strom ruhten. Sie dachte an das Geschick des geliebten Kindes, wenn sie gestorben wäre, was geschehen sein würde, sobald der Herbstwind das jetzt grüne Laub der Bäume dürr und gelb zu den todten Blätterleichen der vergangenen Jahre hinabwehe. Da klopfte es leise an die Thür und Johannes Kretsch trat herein.

Er begrüßte die alte Hager, sprach seine Freude aus, sie so wohl zu sehen, und bat nach einigem Zögern um die Erlaubniß, Elsbeth heute Abend auf den Ball führen zu dürfen. Obgleich es, der damaligen Sitte nach, nichts Anstößiges war, daß ein junges Mädchen mit einem jungen

Manne zum Tanze ging, so nahm die alte Hager doch Anstand, die Erlaubniß dazu zu geben, bemerkte aber, daß Elsbeth mit ihrem Oheim und dessen Frau zum Feste kommen würde.

Kretsch, dem es hauptsächlich darum zu thun war, Elsbeth heute Abend zu sehen und mit ihr zu tanzen, begnügte sich mit dieser Antwort, und wollte eben Abschied nehmen, als die Thür sich wieder öffnete und der Caplan Schleicher erschien. Ein bittender, leicht verstandener Blick Elsbeth's bewog Kretsch zu bleiben. Dem Caplan schien dies unangenehm; als er jedoch sah, daß die Anwesenheit Kretsch absichtlich seinetwegen verlängert ward, nahm er keinen Anstand dem eigentlichen Zwecke seines Besuches näher zu treten.

„Es freut mich, Mutter Hager," sagte er, „daß Ihr wieder so wohl auf seid, und Euch an dem heutigen, hohen Festtage zum erstenmale wieder außer dem Bette befinden könnt."

„Ich danke für die Theilnahme," entgegnete die Hager kürzer, wie es der Caplan erwartet.

„Ihr scheint mit Wohlgefallen das weltliche Treiben da draußen zu betrachten, und Eure Seele mehr damit zu beschäftigen, als mit dem Dankopfer, welches Ihr dem Höchsten für die Euch erwiesene Gnade schuldig seid."

„Ich bitte Euch, Herr Caplan," fiel Elsbeth diesem

in die Rede, da sie schon mit Besorgniß die zunehmende Angst in den Zügen ihrer Mutter bemerkte, „ich bitte Euch, gönnt meiner kranken Mutter die unschuldige Freude, vom Fenster aus die heutigen Festlichkeiten zu betrachten, und verkümmert ihr diesen harmlosen Genuß nicht durch unnöthige Strenge.“

„Ich mißgönne Eurer Mutter weder eine erlaubte Freude, noch bin ich gesonnen, ihr diese zu verkümmern — aber eine so kranke Frau, die kaum dem Tode entronnen ist, sollte ihre Gedanken nicht sogleich weltlichen Dingen hingeben, und Ihr, Jungfer Elsbeth, Ihr solltet sie nicht darin unterstützen, auch Ihr solltet mehr an die Krankheit Eurer Mutter denken —“

„Ich gehöre nicht zu Euren Beichtkindern, Herr Caplan.“

„Leider, leider,“ erwiederte Dieser mit scheinheiligem Augenaufschlag, „leider gehört Ihr zu Denen, welche dem wahren Glauben abtrünnig, der ewigen Verdammniß anheim-fallen —“

„Ereifert Euch nicht, Herr Caplan,“ unterbrach ihn Kretsch, „bedenkt, Ihr befindet Euch in einer protestantischen Stadt, und derlei Reden könnten Euch leicht schlecht bekommen!“

„Ich werde mich durch Niemand abhalten lassen, mein geistliches Amt auszuüben, besonders hier im Hause eines

Mitgliedes der alleinseligmachenden Kirche — doch, wenn es Euch recht ist, Mutter Hager, komme ich heute gegen Abend wieder, um gemeinschaftlich mit Euch zu beten, ich hoffe der Jungfer Elsbeth dadurch keine Störung zu verursachen."

„Meine Tochter geht heute Abend zum Tanz und ich — "

„Zum Tanz? wieder zum Tanz? während die Mutter krank darnieder liegt, ergiebt sich die einzige Tochter sündlichen Vergnügungen?" eiferte der Caplan.

„Ich habe es ihr erlaubt, ich wünsche es sogar," erwiederte die alte Hager mit ungewohnter Festigkeit.

„Das nennt Ihr sündliche Vergnügungen," sprach Kretsch, der seinen Unwillen über die Anmaßung des Caplans nicht mehr beherrschen konnte; „es stände gut um Euch, wenn Eure Vergnügungen oder Neigungen nicht sündlicher wären wie diese; mögt Ihr Euch aufblasen, wie Ihr wollt, und noch heimlicher thun, als Ihr thut, wir wissen doch hier in St. Goar, was wir von Euch zu halten haben, und Ihr müßt's doch auch wissen, wenn Ihr seht, wie Euch ein Jeder aus dem Wege geht, wie dem bösen Feind."

Der Caplan, der bisher nur einen Eifer geheuchelt hatte, der ihm gar nicht eigen war, gerieth durch diesen unerwarteten Angriff wirklich in Zorn, besonders weil er

Kretsch schon lange haßte, und hier seine unberufene Einmischung ihn vorzugsweise ärgerte.

„Was habt Ihr hier zu reden?“ fuhr er ihn an, „wer hat Euch gerufen hier zu sein, wer hat Euch erlaubt mit mir zu sprechen? Geht hinaus aus diesem Hause, in das Ihr gekommen seid, um ein junges unerfahrnes Mädchen zu verführen; im Namen der Frau Hager weise ich Euch die Thür, Ihr unberufener Thor, der Ihr Euch in Dinge mischt, die Euch nichts angehen!“

Eine dunkle Röthe überzog bei diesen Worten die edlen Züge des jungen Bürgers, seine tiefblauen Augen blitzten und krampfhaft ballte sich seine Faust, aber seine Rede war ruhig und ehrfurchtsvoll, als er sprach:

„Frau Hager, Elsbeth, Eure Tochter, liebt mich und ich liebe sie von ganzen und treuem Herzen, ich war eigentlich gekommen, um Euren Segen zu erbitten, aber es wollte mir vorher nicht über die Lippen. Ihr wißt jetzt, weshalb ich hier bin, und ob ich ein Recht hatte, mich, wie ich es gethan, in das Gespräch zu mischen; ich verlange keine Antwort jetzt auf meine Bewerbung, in Gegenwart dieses Menschen möchte ich sie nicht empfangen. Aber als das erste Zeichen; daß Ihr gewillt seid mir Elsbeth zu schenken, gestattet es mir uns von diesem Ueberlästigen zu befreien.“

Die alte Hager war zu überrascht, um eine Antwort

zu finden. Schweigend deutete Kretsch nach der Thür; als der Caplan jedoch hierauf nicht achtete, sondern zu reden begann, faßte der starke Kretsch den kleinen Geistlichen, hob ihn mit einer Hand in die Höhe, schob ihn zur Thür hinaus, hob ihn dort mit einer Hand über das Treppengeländer, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Luft und ließ ihn dann unsanft auf den ersten niedrigen Treppenabsatz niederfallen. Dort kam derselbe gerade vor einen Mann zu stehen, welcher die Treppe heraufstieg und nicht ohne Erstaunen die Art und Weise sah, in welcher Jemand seinen Weg von oben nach unten nahm. Der Caplan wußte kaum, wie ihm geschehen, so schnell und wortlos war die ganze Expedition ausgeführt; er fühlte, daß er nichts zerbrochen hatte, und überlegte noch, was zu thun, als der Mann, welcher die Treppe herauf=gekommen, ihn erkannte, und mit den Worten, ah! Herr Caplan, das angefangene Werk von Kretsch vollendete, und dem unglücklichen Geistlichen noch einen unfreiwilligen Satz auch den letzten kleinen Treppenabsatz hinab machen ließ, so daß er in einer raschen Bewegung und athmenlos auf die Straße durch die offenstehende Hausthür gelangte. Da in demselben Augenblick sein Hut aus dem oberen Fenster vor seine Füße fiel, hielt er es am gerathensten, denselben aufzusetzen und, um jeden Skandal zu vermeiden, ruhig nach Hause

zu gehen, als ob nichts vorgefallen wäre, was er auch that. Diese Ruhe war aber so wenig in seinem Innern vorhanden, daß der sonst in jeder Kunst der Verstellung bewanderte Mann jetzt kaum seine Mienen zu beherrschen vermochte. Es tobte in ihm um so heftiger, je mehr er Kretsch von früherer Zeit haßte, und er gelobte es sich, die schrecklichste Rache an alle den Personen zu nehmen, welche ihn so rücksichtslos beleidigt hatten.

Im Zimmer der alten Hager herrschte nach der so plötzlichen gewaltsamen Entfernung des Caplans ein tiefes Schweigen, das durch jenes Ereigniß hervorgerufene Geständniß von Kretsch verschloß noch die Lippen der drei hierbei so sehr betheiligten Personen, als jener Mann in das Zimmer trat, welcher das angefangene Werk von Kretsch an dem Caplan fortgesetzt hatte. Es war der Schwager der alten Hager, der Bruder ihres verstorbenen Mannes, der in St. Goar ein einträgliches Lohgärbergeschäft betrieb, und zugleich als ein heftiger und jähzorniger Mann bekannt war.

Seine Anwesenheit brachte das Gespräch bald wieder in Gang und, als er erfahren, weshalb und auf welche Weise Kretsch den Caplan entfernt hatte, billigte er nicht nur dies Verfahren in jeder Hinsicht, sondern konnte seine Freude darüber nicht genug an den Tag legen. Kretsch sah ein, daß er seinen Antrag nach dem, was vorgefal-

len, nicht länger verschieben konnte, obgleich er gern erst mit der alten Hager allein gesprochen hätte, und wiederholte daher seine Bewerbung um Elsbeth, welche sich schon beim Beginn seiner Rede entfernt hatte.

Kretsch war ein allgemein geachteter junger Mann, der ein auskömmliches Drechslergeschäft betrieb, und die Fähigkeit besaß, eine Frau zu ernähren. Sein Charakter, sowie seine Vergangenheit hatten nichts Nachtheiliges aufzuweisen, und, wenn auch das Vermögen, welches Elsbeth nach dem Tode ihrer Mutter zu erwarten hatte, im Verhältniß zu demjenigen des Bewerbers, viel bedeutender war; so konnte die Verbindung des jungen Mädchens mit einem so tüchtigen und braven Manne doch nur als ein Glück angesehen werden. Diese Erwägungen vermochten die alte Hager auch bald ihre Einwilligung zu geben, welchem Beschlusse der Oheim aus voller Ueberzeugung beitrat.

Die hereingerufene Elsbeth empfing, tief erröthend, den Segen ihrer Mutter und den Glückwunsch ihres Oheims und lag nach wenigen Minuten, weinend vor Glück und Entzücken, an der Brust Desjenigen, dem sie nun für immer angehören sollte. Es waren an jenem Tage gerade sechs Wochen, daß Kretsch sie für den Tanz während des Jahres ersteigert, und heute hatte er sie zur Gefährtin auf dem Wege für das ganze Leben erworben.

„Heute mußt Du noch als seine Braut mit ihm tanzen, Elsbeth,“ sagte der Oheim, „ich gehe und erzähl's dem Lilienwirth, daß Ihr verlobt seid; in einer halben Stunde weiß es ganz St. Goar. Nein! Nein! so etwas muß nicht geheim bleiben,“ fuhr er fort, indem er seinen Hut ergriff; „Gott befohlen, Kinder, Frau Schwägerin, Elsbeth und Herr Vetter Kretsch. Ich freue mich herzlich, daß es so gekommen ist, und auch daß die Giftspinne, der Caplan, zum Hause herausgeworfen worden — wieder wird er nun wohl so bald nicht kommen! Soll ich das auch dem Lilienwirth erzählen, es ist ein köstlicher Spaß!“

„Ach, ich bitte Sie, Herr Bruder,“ sagte mit unverkennbarer Angst die alte Hager, „ach, ich bitte Sie, lassen Sie uns doch ja diese Sache mit dem tiefsten Stillschweigen bedecken, sie wird uns ohnedies Unglück genug bringen.“

„Unglück?“ erwiederte der Oheim, „Unglück, ich wüßte nicht, wo es herkommen sollte; was kann uns das Pfäfflein schaden?“

„Dennoch halte ich es für besser, nicht von jenem Vorfall zu reden,“ bemerkte Kretsch; „der Caplan steht in großem Ansehen bei dem Landgrafen, und wenn er uns auch nicht geradezu Schaden zufügt, so kann seine Rache uns doch nachtheilig sein.“

„Nun, seine Rache wird nicht ausbleiben, soweit er sich zu rächen vermag, wird er's thun. Sorgen wir dafür, daß er's nicht kann, und, wenn der Landgraf zehnmal katholisch geworden ist, deshalb kann ein so winziges Pfäfflein uns doch nichts anhaben."

„Stören wir unser Glück nicht durch diesen widerlichen Caplan," sagte Kretsch; „er ist fort, wir haben ihm die Thür gewiesen, nun wollen wir ihn nicht weiter angreifen, sondern uns nur vertheidigen, wenn es sein muß."

„Nun, meinethalben," murmelte der Oheim; „ich will von dem Kerl nicht reden, aber der Sprung, den ich ihn habe machen lassen, ist mir lieber als zehn Gulden. Also auf Wiedersehen heute auf dem Feste, Adieu, Jungfer Braut! Was wird der dicke Lilienwirth für Augen machen, wenn ich ihm dies ganz im Vertrauen mittheile! Na, ich will nur gehen, Ihr werdet Euch doch wohl so Manches zu sagen haben."

Mit diesen Worten entfernte sich der Oheim und man sah ihn eilig seine Schritte zur Lilie lenken. Schon nach einer Stunde war die Verlobung des jungen Paares in St. Goar bekannt und machte, ungeachtet des Schützenfestes, fast den alleinigen Stoff des Gespräches aus. Besonders waren die Frauen und noch mehr die Mädchen neugierig, die Brautleute zu sehen, als ob diese dadurch, daß sie sich verlobt hatten, ganz Andere ge-

worden wären. Diese Neugierde wurde aber noch eine längere Zeit nicht befriedigt, denn Kretsch und Elsbeth saßen noch immer in einer Fensternische im Zimmer der alten Hager, leise flüsternd bei einander. Oft begegneten sich ihre Blicke und oft auch ihre Lippen, und dann ruhte wieder Elsbeth's schöner Kopf an der breiten starken Brust ihres Geliebten, der mit Entzücken auf des Mädchens halb geschlossene Augen herabblickte.

Die alte Hager saß still mit gefalteten Händen im Rücken des glücklichen Paares, ein lang entbehrter Friede erfüllte ihre Brust. Sie wußte das Geschick des theuren Kindes nun gesichert, sie sah es in den starken beschützenden Armen eines braven, blühenden Mannes — und ein leiser Seufzer, eine Erinnerung an den Liebesfrühling auch ihrer Jugend und an den gestorbenen Gefährten ihres Lebens, hob ihre kranke, jetzt todesmatte Brust.

Siebentes Kapitel.

Das Schützenfest.

Unterhalb St. Goar, wo der Grindelbach in den Rhein fällt, liegt eine im Verhältniß zu dem übrigen geringen Vorlande große Wiese, welche von Alters her zur Abhaltung des berühmten Schützenfestes benutzt wurde. Hier befanden sich an jenem Tage nicht nur der Scheibenstand für die Schützen, sondern auch mehrere große Zelte mit Flaggen und grünen Maien geziert, wo Musik, Wein und Tanz die allgemeine Fröhlichkeit erhöhen und bis zum Morgen verlängern sollten. Das Fest selbst dauerte die drei Pfingstfeiertage hindurch und wurde mit einem feierlichen Gottesdienst eröffnet. Gegen Mittag des ersten Tages waren die fremden Schützen, theils zu Wasser, theils zu Lande eingetroffen, die Wirthshäuser boten kaum Raum mehr zur Aufnahme der vielen Gäste

und unaufhörliche, von dem berühmten Echo bei St. Goar tausendfach vervielfältigte, Böllerschüsse, welche zuweilen von dem dumpfen Schall einer schweren Kanone aus der Festung begleitet wurden, verkündeten der Umgegend den Anfang des St. Goarer Schützenfestes.

Um zwei Uhr ordneten sich vor dem Rathhause die verschiedenen Schützengesellschaften mit ihren Fähnlein. Es mochten im Ganzen gegen 300 Mann sein; vorn standen die St. Goarer Schützen, aus ungefähr 80 Mann bestehend, ein stattliches Corps ehrenfester und in der Handhabung ihrer Waffe wohlgeübter Männer, welche nicht nur zu Festen sich versammelten, sondern in allen Kriegszeiten die wichtigsten Dienste geleistet und sich bei den Belagerungen der Festung stets rühmlich hervorgethan hatten. Es bildete dieses kleine Corps eine wirkliche und wirksame Bürgerwehr, in welcher Jeder eintrat und eintreten mußte, der Fähigkeit und Beruf dazu besaß, nicht aber nach den modernen, Alles überstürzenden und nivellirenden Theorien, Jeder ohne Ausnahme, ganz gleichgültig, ob er befähigt sei oder nicht.

Mit dem Bürgermeister und Rath an der Spitze, von der Musik geführt, marschirte der Zug durch die Stadt. Alle Fenster waren voll wehender Tücher und flatternder Bänder, hinter denen viele freundliche, hübsche Mädchengesichter herabwinkten. Eine Salve aus allen Böllern

und aus den Geschützen von Rheinfels und der Katz begrüßte die Schützen bei ihrer Ankunft auf der großen Wiese. Es wurden nun zuerst die „Siebener" erwählt, zwei aus den St. Goarer und fünf aus den fremden Schützen, welche als Schiedsrichter bei allen Irrungen und Streitigkeiten zu entscheiden hatten. Die Siebener untersuchten und zeichneten jede einzelne Büchse und das Schießen begann nach einer Scheibe, deren Halbmesser fünf Viertel Ellen betrug in einer Entfernung von 280 Ellen.

Der erste Tag lieferte kein erhebliches Resultat, es waren viele gute Schüsse gefallen, den besten hatte Rosier gethan. Zum nicht geringen Neide der übrigen Schützen, welche nur ungern mit diesem zweideutigen Franzosen, wie sie ihn nannten, sich in einen Wettkampf einließen. Rosier war bereits an demselben Tage, an welchem wir ihn in Montroyal verließen, nach St. Goar zurückgekehrt und lebte dort in seiner früheren Weise, anscheinend jeder politischen Beziehung fremd.

Gegen alle Erwartung schlecht hatte dagegen Kretsch geschossen. Schon in den drei letzten Jahren war ihm der Preis beim Schießen zu Theil geworden und seine Geschicklichkeit so anerkannt und überwiegend, daß es auch den besten Schützen fast unmöglich schien, aus einem Wettstreit mit ihm siegreich hervorzugehen. Heute aber

war ihm kein Schuß gelungen, seine Pulse flogen viel zu unruhig, als daß die Büchse jene feste und unbewegliche Haltung hätte erlangen können, welche erforderlich ist, um eine Kugel auf eine so weite Entfernung in ein kleines Ziel zu schießen. Lächelnd stellte er jedesmal die Büchse weg, wenn das Zeichen gegeben ward, der Schuß habe die Scheibe gänzlich gefehlt, und lächelnd und neckend umringten ihn seine Kameraden und ließen es an gut gemeinten Spottreden nicht fehlen. Er nahm sich aber diese eben so wenig zu Herzen, als sein schlechtes Schießen selbst, seine Gedanken weilten bei einem weit freundlichern Gegenstande und er harrte mit Ungeduld auf den Schlag der siebenten Stunde, mit welcher das Schießen für heute sein Ende erreichte.

Endlich ertönte das ersehnte Zeichen und die Schützen zogen wieder in der beschriebenen Ordnung zur Stadt zurück. Eilig trug Kretsch seine Büchse nach Hause und eilte dann in die Wohnung Elsbeth's, welche bald darauf, zum erstenmale am Arme ihres Bräutigams, mit niedergeschlagenen Augen durch die oft gegangene Straße ihrer Vaterstadt wanderte. Noch niemals war sie ihr so lang vorgekommen, und die vielen Grüße, welche sie zu erwiedern hatte, schienen kein Ende nehmen zu wollen. Endlich waren sie im großen Zelte angelangt, die Musik rief zum Tanz und dahin flogen sie in den wirbelnden Reigen!

Welches Mädchen tanzt nicht gern? und welches nicht gern, zum erstenmale umschlungen von dem Arme eines geliebten Mannes, wenn seine leise geflüsterten, süßen Liebesworte durch das Rauschen der Musik ihren Weg von dem lauschenden Ohre zu dem Herzen finden, welches, doppelt erregt, in der wogenden Brust klopft!

Elsbeth fühlte sich unendlich glücklich an diesem Abend, ihre fröhliche, harmlose Natur erfreute sich daran, sich von den Wogen des Festes treiben zu lassen, da ein so erprobter und geliebter Führer ihr zur Seite stand. Rosier hatte lange unverweilt und unbemerkt das schöne Mädchen angeblickt, ein Seufzer hob unwillkürlich seine Brust, und eine Anwandlung von Neid und Mißgunst beschlich ihn. Bald verscheuchte er jedoch dieses Gefühl und, indem er eine unbefangene Miene annahm, trat er zu dem Paare, welches näher kennen zu lernen er während seines Aufenthalts in St. Goar Gelegenheit gehabt hatte. Er bat Kretsch um einen Tanz mit Elsbeth und, als er die beiderseitige Einwilligung erhalten, stellte er sich mit der Jungfrau in die Reihen der Tanzenden.

„Ich habe meinen Glückwunsch noch nicht abgestattet, schöne Elsbeth," begann er, als sie zur Erholung standen, „man darf doch gratuliren und das Gerücht hat nicht die Unwahrheit gesagt, welches Kretsch zu dem

glücklichen Bräutigam des schönsten Mädchens von St. Goar bestimmt?"

„Ich danke," sagte Elsbeth verschämt.

„Mein Glückwunsch kommt von Herzen, schöne Elsbeth, ich wüßte in Wahrheit Niemand anders, dem ich Euch lieber gönnte, als Kretsch."

Es lag ein eigenthümliches Gemisch von Wahrheit und verhaltener Leidenschaft in diesen Worten Rosier's, so daß Elsbeth fragend die Augen zu ihm empor-hob. Sie begegnete seinen brennenden Blicken und senkte davor ihre langen seidenen Wimpern.

„Erhaltet uns Eure Freundschaft, Herr de Rosier," sagte sie von einem ihr selbst nicht klaren Gefühle bewegt, „auch Kretsch schätzt und achtet Euch, und erfreut sich gewiß an Eurer Theilnahme."

„Ihr sagtet auch, schöne Elsbeth, leben dieselben Gefühle für mich auch in Eurer Brust?"

„Gewiß, gewiß," erwiederte diese, schon im Beginn des Tanzes, „würde ich Euch sonst bitten uns Eure Freundschaft zu bewahren?"

„Ihr beglückt und demüthigt mich mehr, als ihr wißt, Elsbeth," entgegnete Rosier, und als ihn diese fragend über diese dunkle Rede anblickte, war der Tanz zu Ende, Kretsch stand bei ihnen und Rosier empfahl sich,

nachdem er gegen Jenen seinen Glückwunsch nochmals wiederholt hatte.

In tiefen Gedanken verließ Rosier das Zelt, er ging längs dem Rheine hinab, welcher still und ruhig in seinem tiefen Bette dahinfloß. Der Schatten von Rheinfels und der diesseitigen Berge bedeckte fast die Hälfte des Stromes, während die andere, sowie die gegenüberliegenden Berge, und das Städtchen St. Goarshausen mit seinen weißen Häusern vom Scheine des Mondes beleuchtet wurden. Träumerisch setzte Rosier seinen Weg am Ufer fort, er dachte an seine ferne Heimath, an Elsbeth und an so Vieles, woran der Mensch in solchen Nächten denkt, ohne daß er es wieder sagen oder noch weniger aufschreiben kann. Die Gefühle, welche er für Elsbeth gehegt, hatten offenbar eine Aenderung erlitten, das bloße Verlangen einer größtentheils sinnlichen Natur, welche das Glück des zum Spielwerk ausersehenen Mädchens für nichts achtet und in egoistischer Befriedigung einer vorübergehenden Neigung zerstörend in das Dasein solcher Blüthe tritt, dieses von den Männern so leicht beschönigte Gefühl, hatte einem anderen Platz gemacht, welches eben mit jenem Verlangen noch im Kampfe lag, ohne den Sieg vollständig errungen zu haben.

Während Rosier's Gedanken so beschäftigt waren, hörte er seinen Namen nennen und sah den Caplan an

seiner Seite. Er hatte nach seiner Rückkehr mehrmals, aber immer heimlich und nur mit Widerwillen, mit diesem verkehrt, ohne jedoch eine auf seine Sendung sich beziehende erhebliche Mittheilung erhalten zu haben.

Der Caplan lenkte nach einiger Zeit, während welcher das Gespräch sich um gleichgültige Dinge und mit beiderseitiger Zurückhaltung bewegt hatte, die Unterhaltung auf Kretsch' Verlobung mit Elsbeth Hager, wobei er seinen Haß gegen den Ersten unverholen aussprach. Er schilderte ihn als einen der gefährlichsten Gegner Rosier's, der offenbar mehr von dessen Sendung zu wissen scheine, als er sich das Ansehen gebe, und welchen zu schaden eine erlaubte Handlung sei. Er stachelte dabei die Begierden Rosier's nach der Erwerbung Elsbeth's, und merkte bald, daß er auf diesem Wege den einzig zugänglichen Fleck bei dem Franzosen finden könne.

„Ich sah, Ihr tanztet mit ihr," fuhr er fort, „das habt Ihr recht gemacht, auch flüstertet Ihr der Jungfer Mancherlei in's Ohr, wovor sie verlegen die Augen niederschlug, das war noch richtiger gehandelt. Glaubt mir sicherlich, Herr Lieutenant, ich gehe täglich ein und aus in dem Hagerschen Hause, ich kenne diese scheinheilige Elsbeth seit längerer Zeit, sie thut mir so zimperlich! Sie liebt es mit jungen, hübschen Männern zu liebeln und der langweilige Drechsler wird ihr sicherlich für die

Dauer nicht genügen. Sie wird Eure Bewerbungen nicht immer zurückweisen, wenn sie auch im Anfange etwas spröde thut. Versucht's nur, ein so schönes Mädchen ist doch wohl des Versuches werth, und Ihr habt ja so nicht Besseres zu thun!"

„Und was soll am Ende daraus werden?" fragte Rosier in anscheinend gleichgültigem Ton.

„Was daraus werden soll? Ihr verführt sie, bringt einige schöne Stunden und Nächte in ihren Armen zu, und dann ist Eure Sendung aus und Ihr zieht weiter, Ihr laßt dem dickköpfigen Kretsch die Blume, aus der Ihr den Honig ausgesogen — sie ist noch immer gut genug für ihn! Ihr seid ein Thor, daß man Euch erst auf solche Gedanken bringen muß, ich glaubte ein französischer Offizier wüßte sich in Liebesangelegenheiten selbst zu helfen —"

„Ohne erst Lehren deshalb von einem Geistlichen zu empfangen," unterbrach ihn Rosier; „nun, ich will es mir überlegen, Herr Caplan, wenn Ihr mein Bundesgenosse bleibt, kann ich vielleicht zum Ziele kommen."

„Ihr könnt fest auf mich rechnen, seid nur dreist und nehmt nicht so viel Rücksichten."

„Gute Nacht," sagte Rosier, „schlaft wohl!"

„Er beißt an," sprach der Caplan leise vor sich hin, „wenn er mir folgt, soll es jedenfalls zum Skandal

kommen, der des Mädchens Ruf vernichtet, denn dazu gehört in diesem Nestlein nicht viel, dann Adieu, Kretsch! Wir werden dann wieder eine persona grata sein!"

Auch am anderen Tage schoß Kretsch nicht besser, wie am vorigen, es blieben ihm nur noch fünf Schüsse für den folgenden Tag, um das Versäumte nachzuholen, indessen gab er selbst die Hoffnung auf, bei diesem Schützenfeste irgend einen Preis zu erringen. War ihm doch der höchste und beste, den er erwerben konnte, der Besitz Elsbeth's bereits zu Theil geworden; leicht vermochte er da die Ehren des ersten Schützen zu entbehren. Rosier dagegen hatte wieder vortrefflich geschossen, zweimal war der Rand des Centrums von seiner Kugel berührt, und nur ein anerkannt tüchtiger Schütz von Oberwesel war ihm gleich geblieben.

Der Abend rief wieder Alles in die Zelte. Rosier tanzte abermals mit Elsbeth, welche den jungen Offizier mit der vertrauensvollen Offenheit, die ihrem Wesen eigen war, behandelte.

„Ihr habt einen schlimmen Feind, Elsbeth," sagte Rosier, als er sie zu ihrem Platze zurückführte, „Ihr und Euer Bräutigam. Hütet Euch vor ihm, denn er ist in der Wahl seiner Mittel nicht sehr bedenklich, und hat den entschiedenen Willen Euch zu schaden!"

„Ich danke Euch für Eure gute Absicht, Herr de Rosier, wir sind uns nichts Böses bewußt —“

„Fürchten uns auch nicht vor diesem heuchlerischen Schwarzrock, der uns gern schaden möchte, wenn er es nur könnte,“ fiel Kretsch, der die Worte Rosier's gehört, seiner Braut in die Rede.

„Nehmt die Sache nicht zu leicht, Kretsch, der Caplan ist ein ebenso boshafter, als verschmitzter Mann.“

„Nun, wir wollen's uns merken, Herr de Rosier, und auch, daß die Warnung von Euch gekommen, vielleicht kann ich Euch wieder einmal gefällig sein.“

Auch der dritte Tag des Festes neigte sich zu seinem Ende, Kretsch' Geschicklichkeit im Schießen hatte sich noch immer nicht gebessert. Es wurde eine Pause gemacht, um die Anstalten zur Preisvertheilung zu treffen. Der erste Preis bestand in einem schönen silbernen Pokal mit dem St. Goarer Stadtwappen; dasselbe zeigt im oberen Theile einen vorspringenden Löwen im goldenen Felde, im unteren ein goldenes Gitter im blauen Felde mit goldenen Lilien bestreut, welches letzteres offenbar dem Wirthshause zur Lilie die Entstehung verdankt. Der zweite Preis war eine Büchse und der dritte ein mit Silber ausgelegter Hirschfänger. Als das Schießen eben wieder beginnen sollte, erhob der Bürgermeister seine weithintönende Stimme, und sprach:

„Hochgeschätzte Schützen, das Fest naht seinem Ende, noch wenige Stunden, so sind die letzten Schüsse gefallen, und die Preise werden vertheilt unter die drei besten Schützen. Es ist zwar eine große Ehre für mich, diese Preise zu überreichen, aber es will mir bedünken, daß es für Jeden von Euch angenehmer und begehrlicher sein würde, die Belohnung aus der Hand einer schönen Jungfrau zu empfangen, wie aus der eines alten Mannes, wenn er auch Bürgermeister von St. Goar ist. Darum mache ich den Vorschlag, daß die Jungfrauen eine Schützenkönigin wählen, welche die Preise, sowohl an den König, als an die beiden anderen Hauptschützen vertheile."

Mit allgemeinem Jubel wurde dieser Vorschlag angenommen, die Mädchen schritten sogleich zur Wahl, deren Ergebniß, wie vorauszusehen, die Erwählung Elsbeth's der jungen schönen Braut, zur Königin war.

Das Schießen begann wieder. In den Mienen von Kretsch war eine bedeutende Aenderung eingetreten, die bisherige Gleichgültigkeit hatte einer sichtbaren Erregung und Spannung Platz gemacht, der Gedanke keinen Preis zu erhalten, sondern diese an Andere, Glücklichere durch Elsbeth's Hand vertheilen zu sehen, schien ihm unerträglich. Jetzt bereute er es, bisher dem Schießen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Noch standen ihm

drei Kugeln zu Gebote, aber es mußten dies drei Centrumsschüsse werden, sollte er mit unter die drei besten Schützen gehören.

Der Oberweseler Schütz hatte bis jetzt am besten geschossen, nach ihm kam Rosier, nur eine Strohhalmbreite war der Erstere vor dem Letzteren voraus. Kretsch, der mit seinen Schüssen im Rückstande geblieben, trat jetzt an den Schießstand. Er erwiederte nicht mehr durch Lächeln die Spottreden seiner Kameraden, mit einem Ernst, als ob es dem Leben eines mächtigen Feindes gälte, legte er seine Büchse an, sie lag fest und unverrückt, nicht die leiseste Schwankung war sichtbar, und als der Schuß sich entladen, verfolgte der Schütz ängstlich den Weg der Kugel.

„Sie sitzt im Centrum!“ rief man allgemein, „bravo Kretsch! Noch zwei solcher Schüsse und ihr könnt den Preis erringen!“ Auch hierauf erwiederte Kretsch nichts, sondern lud seine Büchse wieder mit besonderer Vorsicht, und schoß dann, sowohl die zweite, als die dritte Kugel in das Schwarze der Scheibe.

Er gehörte demnach mit dem Oberweseler Schützen und Rosier zu den Preisbewerbern, ja er hatte sogar von diesen am besten geschossen, was um so mehr Bewunderung erregte, als die drei Schüsse nach einander gethan waren. Es begann jetzt das eigentliche Preis-

schießen nach einer kleinen eine Elle im Durchmesser breiten Scheibe, auf eine Entfernung von 300 Ellen. Kretsch hatte den ersten Schuß, seine Kugel berührte den Rand des Centrums, der Oberweseler traf nur die Scheibe, Rosier dagegen schoß fast mitten durch das Schwarze. Er wurde zum König des Festes ausgerufen, und empfing aus Elsbeth's Händen den schön gearbeiteten silbernen Pokal. Sie überreichte ihm denselben mit der anmuthigsten Miene, und einigen freundlichen Worten. Um so finsterer sah Kretsch aus, als er aus den Händen seiner Braut die Büchse empfing, es war die erste Wolke, welche auf seiner Stirn lagerte, seit seiner Verlobung mit Elsbeth, und es schien fast, als ob er absichtlich mit der gewonnenen Büchse auf Rosier anschlüge, indem er die Lage derselben versuchte.

Noch mehr steigerte sich sein Unmuth, als er Elsbeth dem Schützenkönige zur Tänzerin für den Abend überlassen mußte. Lange schwankte er, ob er überhaupt heute tanzen sollte; die bittenden Augen Elsbeth's riefen ihn jedoch an ihre Seite, und er erbat sich, nicht ohne Bitterkeit, seine Braut zu einem Tanze von Rosier.

„Verkennt mich nicht, Kretsch," erwiederte dieser mit liebenswürdiger Offenheit, „ich weiß, daß Elsbeth Euch und nicht mir gehört, wenn ich ferner mit ihr tanzen sollte, werde ich Euch wie sonst um Erlaubniß bitten."

Kretsch erwiederte nichts, sondern tanzte fort; es wäre ihm in jenem Augenblicke weit lieber gewesen, wenn Rosier sich anders benommen und ihm Gelegenheit gegeben hätte, sich an ihm zu reiben. Dagegen lohnte ein freundlicher Blick das rücksichtsvolle Benehmen des Franzosen. Bald siegte jedoch auch in Kretsch die bessere Natur über jene Anwandlung von Eifersucht und Mißgunst. Der Schützenkönig und sein Hof, wozu auch der Oheim Hager gezogen wurde, bildete den Mittelpunkt der Fröhlichkeit und oft erklangen die Gläser auf das Wohlergehen des jungen Brautpaars. Erst, als die Morgenröthe über die Berge zu glänzen begann, trennte man sich, um nun endlich von den Anstrengungen der langen Festlichkeit auszuruhen.

Achtes Kapitel.

Die verhängnißvolle Sendung.

Es verflossen mehrere Wochen in ungestörter Ruhe. Das Verhältniß zwischen Kretsch und Elsbeth war ein immer innigeres geworden. Die Liebenden träumten das Glück der Zukunft in der beglückten Gegenwart, und hatten, wie dies stets in solchen Zeiten der Fall ist, nur den einen Wunsch, bald für immer mit einander verbunden zu werden. Es ist äußerst selten, daß der Mensch die Gegenwart ihrer selbst wegen genießt, immer liegen seine Wünsche, seine Hoffnungen in der Zukunft, die er sich mit um so glänzenderen Farben ausmalt, je heiterer die Gegenwart ihn anlächelt. Erst der Erinnerung ist es vorbehalten, diese mit ihrem duftigen Schleier zu verschönen, durch welchen der auf der Lebensreise Wandernde oft voll Sehnsucht und Schmerz zurückblickt, auf

die in blauer, verschwimmender Ferne hinter ihm liegende Gegend, durch die er, unbewußt der dort genossenen Freuden, gegangen ist.

Aehnlich waren auch die Empfindungen der Liebenden. Kretsch drängte auf eine baldige Verheirathung und fand einen Bundesgenossen in Elsbeth's Oheim, welcher, den Tod der alten Hager befürchtend, wünschte, daß die Angelegenheit der jungen Leute vorher und bald in Ordnung gebracht werden möchte. Nach einer Unterredung, welche er deshalb mit der Mutter Elsbeth's hatte, willigte diese nicht nur darin, daß die Verheirathung ihrer Tochter noch im Herbste stattfinde, sondern setzte selbst den Zeitpunkt derselben zum Anfang der Weinlese fest, früher, wie es die Liebenden selbst erwartet hatten.

So waren es also nur noch wenige Monate, welche diese in der Rosenzeit des Brautstandes verleben sollten; dieser verlor jedoch durch sein nahes Ende keinesweges an Schönheit, sondern gewann umgekehrt immer mehr an Reiz und Freuden, denn der Brautzeit Schönstes ist ja ihr Tod und das stille und heimliche Sehnen nach demselben.

Während so in dem Hause der alten Hager sich die Verhältnisse freundlich gestalteten, und selbst ihre Gesundheit sich zu kräftigen schien, wurde die Stimmung auf der Festung eine immer unangenehmere. Der Land-

graf sah sich von den Franzosen hingehalten, die angeknüpften Verhandlungen hatten noch zu gar keinem Ergebniß geführt, und er begann es wieder mehr denn je zu bereuen, daß er sich überhaupt mit Frankreich in Unterhandlungen eingelassen hatte.

Nach einer erhaltenen, abermals ausweichenden und nichtssagenden Antwort des Marschalls de Bouffleur, beschloß daher der Landgraf, nicht ohne Widerstreben seiner Gemahlin, sich seinem Vetter, dem Landgrafen von Hessen-Kassel wieder zu nähern, und in diesem Sinne an ihn zu schreiben, auch hinsichtlich des Besatzungsrechtes sich willfähriger zu zeigen, ohne jedoch bestimmte Zusagen zu machen. Der Landgraf Ernst hoffte, indem er sich zu diesen Zugeständnissen bereit erklärte, dadurch am besten den hinsichtlich seiner Handlungsweise in Kassel obwaltenden Verdacht zu widerlegen, und andern Theils die Festung selbst, wenn es nöthig sein sollte, gegen einen Handstreich von Seiten der Franzosen sicher zu stellen. Gedankenvoll schritt er eines Morgens in seinem Zimmer auf und ab, nur zuweilen blieb er an einem der hohen Fenster stehen und blickte hinunter auf den Rhein und die auf dem breiten Strome sich bewegenden Schiffe, aber es war deutlich zu sehen, daß ihn nicht die Schönheit dieses Bildes anzog, und die Ursache seines Verweilens am Fenster ausmachte.

Diesem Sinnen und Nachdenken wurde er durch die Meldung entzogen, daß der Caplan Schleicher, dem erhaltenen Befehle gemäß, im Vorzimmer warte. Mit einer ihm sonst nicht eignen Hast befahl der Landgraf, ihn hereinzuführen.

„Wie ich Euch gestern sagte," fuhr dieser nach einigen einleitenden Fragen fort, „es ist nöthig! Ich habe mir die Sache noch näher überlegt und in reifliche Erwägung gezogen. Die Franzosen treiben ein falsches Spiel mit uns, und was ihre Absicht auch sein mag, keinenfalls wollen sie mir für die Festungen einen annehmbaren Preis zahlen, sondern dieselben entweder für eine Bagatelle erhandeln, oder, wie ich fast noch mehr vermuthe, durch einen Handstreich erobern, in welchem letzteren Falle ich das leere Nachsehen hätte. Ich weiß schon, was Ihr sagen wollt," fuhr er erregter fort, ohne den Caplan zu Worte kommen zu lassen, „Ihr traut unserem Vetter in Kassel nicht und meint, wenn dessen Truppen einmal in Rheinfels und der Katz Posten gefaßt, würden sie sobald nicht wieder hinausgehen, und ich in meinem eignen Hause nicht mehr Herr und Meister sein. Es ist aber eine solche Handlungsweise von unserm Vetter nicht anzunehmen, und noch weniger ihm ohne Grund unterzuschieben. Er hat sich stets als ein ehrlicher, offener Fürst bewiesen, welcher beschworne Verträge gehalten,"

setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „wenn er auch dem lutherischen Glauben anhängt, zu welchem wir auch einst gehört haben, ohne daß wir damals schlechter waren wie jetzt, nach unserer Rückkehr zur katholischen Kirche. Kurz, ich habe es fest beschlossen, ich will kasselsche Truppen bei der Hand haben, damit sie im Nothfall in die Festung rücken können, und auch verlangt mich nach einem anderen und besseren Verhältniß mit unserem Vetter in Kassel.“

„Ew. Durchlaucht berücksichtigen in dieser wichtigen Angelegenheit vielleicht einen Punkt nicht hinlänglich,“ begann der Caplan, als der Landgraf schwieg und nachdenkend auf den Boden sah.

„Ich habe Euch schon gesagt, Caplan,“ fuhr ihn Dieser plötzlich an, „daß ich Euren Rath über diese Sache nicht begehre, und Ihr werdet mir denselben hoffentlich nicht gegen meinen Willen aufdringen wollen. Die Ursache, weshalb ich Euch rufen ließ, ist, Euch zu eröffnen, daß Ihr selbst der Ueberbringer meines Schreibens an den Landgrafen in Kassel sein und Euch deshalb zur Reise rüsten sollt. Ich bedarf zu dieser Sendung eines zuverlässigen Boten, und mag nicht Jemand von meinen Offizieren dazu verwenden, eines Theils, weil keiner von ihnen sich recht dazu eignet, andern Theils, weil ich diese Sendung an sich ganz geheim gehalten haben will,

besonders der Franzosen wegen, was sie nicht bleiben würde, wenn ich einen Offizier nach Kassel schickte."

Dem Caplan kam dieser Auftrag im höchsten Grade unerwartet; einen Augenblick überlegte er bei sich, ob es gut sei, sich demselben zu unterziehen, und durch seine Gegenwart in Kassel die Fäden der Unterhandlungen in den Händen zu behalten. Er verwarf jedoch sogleich diese Ansicht und die kurze Ueberraschung und Erregung, welche bei der Mittheilung des Landgrafen auf seinem Gesichte sich gezeigt, hatte bereits wieder seiner glatten und freundlichen Miene Platz gemacht, als er antwortete:

„Es gereicht mir zur Ehre, daß Ew. Durchlaucht mich zu einer so wichtigen Sendung ausersehen haben, ich werde mich des ehrenvollen Auftrags gern und mit Aufbietung aller meiner schwachen Kräfte unterziehen, und obgleich ich fast einige Bedenken darüber habe, ob ein katholischer Caplan in Kassel gern als Ew. Durchlaucht Botschafter gesehen werden wird, so hoffe ich doch, unter Gottes Beistand, das mir übertragene Geschäft zu einem gedeihlichen Ende zu führen."

„Warum sollte man in Kassel an Eurer Person einen Anstand nehmen?" fragte der Landgraf, bei dem die hingeworfene Bemerkung den beabsichtigten Zweck nicht verfehlt hatte.

„An meiner Person wird man, ich wüßte wenigstens

nicht weshalb, keinen Anstoß nehmen, aber, man wird in Kassel vielleicht glauben, Ew. Durchlaucht hätten ganz besondere Ursachen gehabt, einen katholischen Geistlichen mit einer Botschaft an einen protestantischen Hof zu betrauen, und man würde deshalb leicht die ganze Sendung mit mehr Mißtrauen betrachten, als ihr dienlich und ersprießlich sein möchte."

„Ihr thut fast, Caplan," erwiederte der Landgraf, welcher die Richtigkeit dieser Bemerkung nicht zu widerlegen vermochte, „Ihr thut fast, als ob es sich um die Absendung eines Botschafters oder eines Gesandten mit heimlichen Instructionen handelte, während hier blos ein Brief sicher in die Hände unseres Vetters überliefert, mithin kein Botschafter, sondern nur ein Bote abgesandt werden soll."

„In diesem Falle möchte es aber genügen, einen ganz zuverlässigen Mann zu finden, der dazu den Vorzug haben könnte, nicht katholischer Priester zu sein."

„Wißt Ihr einen solchen," fragte der Landgraf, „dessen Entfernung nicht auffällt, und der zugleich treu und verschwiegen ist."

„Ich kenne einen solchen Mann, Ew. Durchlaucht," entgegnete der Caplan, indem ein höhnischer Zug um seine schmalen zusammengezogenen Lippen spielte, „ich muß ihm alle diese Eigenschaften zuerkennen, obgleich er mir per-

sönlich, wiewohl ohne Grund, feindselig gesinnt ist, und kann noch hinzufügen, daß seine bekannte Liebe zu unserem gnädigsten Landesherrn es für ihn zur Ehrensache machen wird, diesen Auftrag zu Ew. Durchlaucht vollkommener Zufriedenheit auszuführen."

„Und wie heißt dieser Mann?"

„Es ist der Drechslermeister Kretsch, zugleich der beste und berühmteste Schütz in ganz Hessen."

„Ich kenne ihn, aber wie käme ich dazu, ihm einen solchen Auftrag zu ertheilen."

„Er wird sich, wie gesagt, demselben mit Freuden unterziehen."

„Und Ihr könnt Bürge für ihn sein in jeder Hinsicht."

„In jeder Hinsicht."

„So bestellt ihn morgen Abend, wenn es dunkel ist, zu mir, und richtet es so ein, daß Niemand etwas davon erfährt."

„Ich theilte Ew. Durchlaucht bereits mit, daß der junge Mann aus einem mir unbekannten Grunde feindselige Gesinnungen gegen mich hegt, es möchte daher besser sein, ihm den Befehl durch einen Dritten zukommen zu lassen. Ich will dies besorgen, ohne daß er erfährt, daß ich von der ganzen Sache Kenntniß besitze, und Ew. Durchlaucht werden den Kretsch morgen Abend 11 Uhr zu hochdero Befehl bereit finden."

Der Landgraf erklärte sich nach einigen Einwendungen, welche der Caplan jedoch mit seiner gewohnten Schlauheit zu widerlegen verstand, hiermit einverstanden, und dieser zeigte eine so heitere Miene, als er rasch den steilen Weg von der Festung nach St. Goar herunterschritt, wie man lange nicht an ihm bemerkt hatte.

Am Abende des folgenden Tages saß Kretsch in dem bekannten freundlichen Zimmer der alten Hager, heimlich flüsternd mit der Geliebten, als ihm ein kleines Briefchen zugestellt wurde, welches ein unbekannter Mann, der sich gleich wieder entfernt hatte, abgegeben. Neugierig und scherzend erbrach er es, aber seine Miene wurde ernst und nachdenkend, als er es gelesen. Langsam faltete er das kleine Stück Papier wieder zusammen und steckte es in die Tasche.

„Ich muß Dich heute früher verlassen, theure Elsbeth, es ruft mich ein nöthiges Geschäft, welches keinen Aufschub erleidet.“

„Und was ist dies für ein wichtiges Geschäft, welches Dich nöthigt die Stunden des Abends fern von Deiner Braut zuzubringen, darf man fragen?“

„Ich kann es Dir nicht sagen — es will mich Jemand sprechen, in einer dringenden Angelegenheit —“

„Die Du mir nicht mittheilen kannst?“

„Nicht darf, liebe Elsbeth, frage mich nicht mehr,

glaube vielmehr, daß es mir schwerer wird zu gehen, als Dir mich gehen zu sehen."

„Du hast doch nichts Unangenehmes, Johannes, Dir droht doch keine Gefahr? Du bist mit einem Male so geheimnißvoll."

„Nichts, nichts von alle dem, mein süßes Kind. Beruhige Dich und sei recht heiter, morgen in aller Frühe rufe ich Dir den Guten Morgen zu!"

„Ach! wenn es doch erst Morgen wäre!"

„Wie thöricht Du bist, Elsbeth, Du thust wahrlich, als ob es ein wichtiges Ereigniß wäre, wenn ich Dich eine Stunde früher wie sonst verlassen muß."

„Es mag kindisch sein — aber, weiß ich's mir doch selbst nicht zu erklären, es ist mir, als ob jener Zettel, den Du so geheimnißvoll verbirgst, der Keim eines großen Unglücks für uns werden sollte."

„Du wirst abergläubisch, Elsbeth," sagte Kretsch, indem er das Mädchen zum Abschiede küßte, „gieb Dich nicht solchen Dingen hin." Er ging, und, nachdem er zu Hause seine besten Kleider angelegt, stieg er, als es schon dunkel geworden, den Weg zur Festung empor, wo er angekommen, sogleich zu dem Landgrafen beschieden wurde. Es war zum ersten Male, daß er das düstere und hohe Zimmer, welches der Landgraf bewohnte, betrat. Niemand befand sich darin, die tiefen Fenster,

welche nöthigenfalls zugleich zu Geschützöffnungen benutzt werden konnten, waren von schweren seidnen Vorhängen verdeckt, ebenso die Wände mit ähnlichen Tapeten bekleidet. Verschiedene alterthümliche Möbel, worunter ein großer venetianischer Spiegel mit breitem reich verziertem goldenem Rahmen, und ein hoher mit rothem Sammet beschlagener Lehnsessel sich besonders auszeichneten, standen in etwas eigenthümlicher Ordnung umher. Eine Todtenstille herrschte in dem Zimmer, welches von zwei Wachskerzen unvollkommen erleuchtet wurde, und nur das einförmige Picken einer kleinen Standuhr war das einzige Geräusch, welches das Ohr des Lauschenden berührte.

Kretsch konnte es sich gar nicht erklären, weshalb er auf so geheimnißvolle Weise zu dem Landgrafen gerufen worden, eine Ehre, welche seines Gleichen nur höchst selten und dann auf ganz andere Art zu Theil wurde. Sein weiteres Nachdenken über diesen für ihn wichtigen Gegenstand unterbrach jedoch die Erscheinung des Landgrafen selbst, welcher durch eine Seitenthür in das Zimmer getreten war. Ohne ein Wort zu sagen, betrachtete Dieser längere Zeit den sich verbeugenden jungen Mann, und trat dann an ein Fenster und blickte in die Gegend hinaus. Es hatte dieser stumme Auftritt für Kretsch etwas höchst Peinliches und er wünschte sehnlichst, es möge dem Landgrafen endlich gefallen, zu reden. Dieser

Wunsch fand auch bald seine Erfüllung, der Landgraf drehte sich nach einiger Zeit herum, und, nachdem er Kretsch nochmals aufmerksam und scharf angesehn, als ob er in seiner Seele hätte lesen wollen, brach er endlich das peinliche Schweigen.

„Ihr seid der Drechslermeister Kretsch? — Ihr seid mir als ein zuverlässiger und verschwiegener Mann empfohlen, würdet Ihr einen Auftrag von mir übernehmen und ihn ausführen, ohne daß irgend Jemand davon etwas erführe?“

„Mein gnädigster Landesherr hat über mich zu gebieten,“ erwiederte Kretsch, dessen Liebe und Verehrung für den Landgrafen und sein Haus ebenso aufrichtig als groß war.

„Ich kann Euch nicht befehlen, verschwiegen zu sein, noch weniger den Auftrag so auszuführen, daß Niemand auch nur eine Ahnung davon erhält.“

„Was der Herr Landgraf mir befehlen, werde ich ganz nach Ihrem Willen ausrichten, keine Gewalt der Erde würde mich zwingen etwas zu verrathen, was mir als ein Geheimniß anvertraut ist.“

„So hört,“ fuhr der Landgraf fort. „Es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß eine Botschaft sicher von mir an meinen Vetter den Landgrafen von Hessen-Kassel

gelange, ohne daß auch nur Jemand erfahre, es sei ein Bote von mir abgesendet. Wollt Ihr dieser Bote sein, wollt Ihr Euch verpflichten, die Euch übergebene Depesche sicher zu Händen meines Vetters zu überbringen, und könnt Ihr es so einrichten, daß Euere Abwesenheit von hier in keiner Weise auffalle?"

„Von Herzen gern," erwiederte Kretsch, der jetzt leichter athmete, nachdem er erfahren, daß es sich um nichts als um eine Reise nach Kassel handele; „ich werde Alles zu des gnädigsten Herrn Landgrafen Zufriedenheit besorgen. Wenn es möglich wäre," setzte er hinzu, indem die Röthe durch seine gebräunten Wangen schimmerte, „wenn es möglich wäre, würde ich bitten, meine Abreise bis zum Montage verschieben zu dürfen, um einen schicklichen Vorwand dazu zu erfinden." Er dachte daran, daß am Sonntage Johannestag sei, an welchem eine Landpartie stattfinden sollte, worauf sich Elsbeth schon lange gefreut hatte.

„Eure Abreise hat Zeit bis zum Montag. Der Brief an den Landgrafen, meinen Vetter, wird Euch eine Stunde von hier auf Eurem Wege übergeben werden, verwahrt ihn sicher, laßt ihn Niemand sehen, wer es auch sei, und übergebt ihn zu eignen Händen des Landgrafen. Die Antwort bringt Ihr mir in gleicher Weise, und, nachdem ich dieselbe, wie ich hoffe, zehn Tage nach Eurem Ab-

gange, empfangen, soll Euch eine reichliche Belohnung zu Theil werden."

Kretsch versprach nochmals den Willen des Landgrafen in jedem Punkte genau zu erfüllen, namentlich gegen Jedermann, wer es auch sei, die größte Verschwiegenheit zu beobachten, und ging den Berg in einer viel heiteren Gemüthsstimmung herunter, als er ihn erstiegen hatte.

Neuntes Kapitel.

Die Abreise.

Es war ihm nicht schwer, einen Vorwand zu einer Abwesenheit von 10 — 14 Tagen aufzufinden, er besaß in Gießen von mütterlicher Seite noch mehrere Verwandte, welche er, einer Vermögensauseinandersetzung wegen, nothwendig sprechen zu müssen vorgab. Nur Elsbeth schien dieser Erzählung nicht völligen Glauben zu schenken, und brachte die unerwartet gekommene Reise ihres Bräutigams mit jenem geheimnißvollen Briefe in Verbindung. Sie ließ jedoch ihre Vermuthung selbst gegen Kretsch nicht laut werden, da er es absichtlich zu vermeiden schien, über diesen Gegenstand länger zu sprechen, vielmehr immer davon abzulenken suchte, wenn das Gespräch darauf verweilte.

Es wurde ihm selbst am schwersten, die eigentliche

Ursache seiner Reise vor Elsbeth zu verheimlichen, mehrmals stand er im Begriff sie ihr mitzutheilen, wenn sie ihn mit ihren großen braunen Augen so vertrauungsvoll fragend anblickte; das dem Landgrafen gegebene Versprechen hielt ihn jedoch stets zurück, den Neigungen seines Herzens zu folgen.

Der Johannestag erschien. Blau war der Himmel über die grünen Berge ausgespannt, die Luft mild und elastisch, ein kühlender Luftzug zog den Rhein hinunter, und spielte mit den Wimpeln der Schiffe und den zu Ehren des Tages ausgehängten Fahnen und Flaggen; das Geläute der Glocken tönte von den Kirchthürmen bald stärker, bald schwächer, wie es vom Winde getragen wurde, und verlor sich, leise verklingend, in den engen Seitenthälern und in den Schluchten der Felsen. Es war festlich, aber still und feierlich, an jenem Sonntag Morgen im ganzen Rheinthal, man sah nur Menschen, welche in die Kirche gingen, alle in ihren besten Kleidern und ruhig ohne Geräusch dahin wandelnd.

Auch Elsbeth gehörte zu diesen Kirchengängern, und wer sie sah in ihrem eng anschließenden Mieder, das volle lichtbraune Haar von einem silbernen Pfeil gehalten, die langen dunklen Wimpern gesenkt, wie sie sittig dahin schritt, nur hin und wieder anmuthig grüßend, der blieb unwillkürlich stehen und blickte der lieblichen hohen

Mädchengestalt nach. Der Gottesdienst wollte heute nicht enden, der Prediger predigte unendlich lange und konnte kein Ende finden, selbst die Verse der Lieder, welche dann noch gesungen wurden, waren ebenfalls ausnahmsweise groß — so schien dies wenigstens Kretsch, der wenig auf die Predigt achtete, aber sehr viel nach Elsbeth herüber=sah, ohne daß diese jemals seinen Blick erwiederte, aber dennoch öfter erröthete, und dadurch allein verrieth, daß ungeachtet ihrer niedergeschlagenen Augen Kretsch dennoch nicht ganz von ihr unbeachtet blieb. Dieser erwartete mit Sehnsucht das Ende des Gottesdienstes, denn dann durfte er Elsbeth endlich sprechen — und wie kurz war der Tag, obgleich der längste im Jahre, wie bald war es Abend, und morgen früh mußte er sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, zum ersten Male von der Geliebten trennen.

Nachmittags fuhr eine fröhliche Gesellschaft über den Rhein, sie verweilte nicht in St. Goarshausen, sondern zog weiter durch das sogenannte Schweizerthal, den Lauf des Baches hinauf, welcher sich schäumend und tosend durch eine enge Felsschlucht dem Rheine entgegen=drängt. An dem schönsten Punkte dieses pittoresken Thales, welches damals noch kein Fuß eines langweiligen auf der großen Tour begriffenen Engländers betreten hatte, wurde auf einer Felsenplatte, an deren äußerstem

Rande der Bach einen kleinen Fall bildet, unter schattigem Erlengebüsch Halt gemacht. Hier, wo so manche fröhliche Gesellschaft nach jener verweilt hat, verbrachte auch diese unter harmlosen Scherzen die heißen Stunden des Nachmittags. Die Mädchen besorgten den Kaffee, die Männer sorgten, daß der Wein durch die Fluthen des Baches abgekühlt werde, und, nachdem erst mehrere Flaschen, ihres Inhaltes beraubt, den Wellen überlassen, und von ihnen an den Felsen zerschellt waren, übertönte Gesang und muthwilliger Scherz das einförmige Geräusch der brausenden Wasser.

Die Sonne stand schon ziemlich tief am Himmel, als man es endlich für gut fand, aufzubrechen und den Weg durch das Thal nach der Höhe einzuschlagen. Kretsch und Elsbeth, die als junge Brautleute häufig den Gegenstand mancherlei Neckereien abgeben mußten, welche bei dem Oheim Hager oft eine etwas derbe Färbung annahmen, suchten sich denselben zu entziehen, indem sie der Gesellschaft vorauseilten. Die scharfen und steten Krümmungen des engen Thalweges brachten sie bald in die gewünschte Einsamkeit und sie gelangten auf die Höhe, als die Uebrigen noch in den Windungen des Thales verborgen waren.

Die Sonne neigte sich zum Untergange und verlieh der Gegend jene sanfte Färbung, welche vorzugsweise

die Berge des Rheinthals in der Abendbeleuchtung mit einem eigenthümlichen Zauber umzieht. In röthlicher Gluth lag die steile starre Felsmasse der Lorlei, mit welcher die Wandernden sich jetzt auf einer Höhe befanden, vor ihnen da; das Finstere und Unheimliche, was sonst diesem Felsen eigen ist, war verschwunden, sein auf einander geschichtetes Gestein senkte sich sehnsüchtig nach dem Rhein hinab, und tauchte sich unten in die goldene glänzende Fluth, als würde es von derselben liebend und kosend umschlungen. Drüben breitete sich weit und sonnig die Gegend vor den Augen des entzückten Paares aus, dessen Stimmung durch die nah bevorstehende Trennung weicher und für die Schönheiten der Natur um so empfänglicher geworden war.

„Laß uns auf die Lorlei gehen, Elsbeth,“ sagte Kretsch, „in einer Viertelstunde sind wir dort und holen die Anderen dann immer noch ein. Wir werden eine prachtvolle Aussicht haben, wenn die Sonne untergeht, und es unten im Thale zu dämmern beginnt.“ Elsbeth willigte ein, sie hätte vielleicht Anstand genommen, wenn morgen nicht die erste längere Trennung von Kretsch bevorgestanden.

Bald saßen sie oben, dicht an der schroffen Felswand, deren Ende sich 80 Fuß unter dem Spiegel des Rheines befindet. Es war ein wunderbar schöner Blick dort oben,

tief unten der Rhein, wie in einer engen dunklen Gasse dahin ziehend, und dann sich zu einem breiten sonnigen See erweiternd, über dem hin und wieder die Schlagschatten der Berge lagen. Die ganze weite Gegend, Städte und Dörfer, die fernen Gebirge, Alles im röthlichen verschwimmenden Schimmer des Abends.

„Sie schauten rings in die Lande
und wurden doch nicht gesehen!"

„Jetzt bist du die Lorlei, Elsbeth," sagte Kretsch, sie fester umschlingend, „und erst jetzt verstehe ich die Sage von dieser schönen bethörenden Jungfrau. — Rede ein Wort zu mir und ich stürze mich von dem Felsen hinunter, hinab in die tiefen dunklen Fluthen des Rheins."

„Sprich nicht so frevelnd, Johannes, mir ist ohnehin so wehmüthig und traurig um's Herz, immer quälen mich Gedanken, als ob Dir ein Unglück begegnen würde, und Du nicht zurückkehrtest — und dann —"

„Und dann —"

„Ach dann würde ich die Lorlei anflehen, mich — doch laß uns nicht so etwas denken, Johannes —"

„Nein, nein, nicht so etwas denken, du süße, liebe Elsbeth," unterbrach er sie, indem er ihre Lippen mit Küssen verschloß.

„Denke, daß nur eine kurze Zeit mich von Dir trennt,

daß Du nur einmal ohne mich in der Kirche sein wirst, da nur ein Sonntag mich fern von Dir finden wird."

„Vielleicht bin ich deshalb so ängstlich, Johannes, weil Du mir es nicht sagen willst, was eigentlich das Ziel Deiner Reise ist — es muß doch ganz etwas Außergewöhnliches sein!" —

„Vertraue mir, theure Elsbeth, der Zweck meiner Reise ist kein unangenehmer, vielmehr das Gegentheil, und, wenn ich Dir auch nicht sagen darf, wohin ich gehe, und welches Geschäft zu besorgen mir obliegt, so bist Du doch der einzige Mensch, der es weiß, daß meine Reise nach Gießen nur ein Vorgeben, und ihr Ziel ein anderes ist."

„Wie geheimnißvoll! das beängstigt mich eben."

„Nochmals, vertraue mir Elsbeth! heut über vierzehn Tage sitze ich wieder an Deiner Seite, und für die kurze Trennung entschädigt uns die Freude des Wiedersehns!"

„Ach! wenn es einmal so weit wäre," sagte sie, sich inniger an ihn schmiegend, „wie glücklich würde ich sein." Sie saßen lange stumm, dann leise flüsternd, als ob sie Jemand hätte hören können, innig umschlungen nebeneinander und merkten es nicht, daß die Sonne längst hinter die Berge hinabgesunken, und das sanfte Licht des Mondes seinen duftigen Schleier über die Gegend gebreitet hatte. Kein Laut, kein Flüstern des Windes

störte die tiefe Stille, nur zuweilen drang das Geräusch des unten über die Felsen rauschenden Stromes kaum vernehmbar hinauf, darin mischte sich der klagende Gesang einer Nachtigall. Es war, als ob dieser verspätete Sänger trauere über den kurzen, vergangenen Lebensfrühling, welcher nun der blüthenlosen und sorgenvollen Sommerzeit Platz machen sollte. — — —

Spät brachen die Liebenden endlich auf und schlugen den Rückweg ein; eiligen Schritts flog Elsbeth den Berg hinab. Lange lag sie dann an der Brust ihres Bräutigams, und die Thränen blieben ihre einzige Sprache. Inniger denn je küßte sie Kretsch.

„Weine nicht, theures Mädchen, weine nicht, bald bin ich wieder bei Dir, und in zwei Monaten vereinigt uns für immer des Priesters Segen.“

Endlich schieden sie. Als er am anderen Morgen in aller Frühe St. Goar verließ und bei Hager's Hause vorüberging, wurde, kaum sichtbar, der Vorhang zurückgezogen und Elsbeth's thränengefüllte Augen winkten ihm den Abschied zu. Noch von drüben sah er ihr weißes Tuch flattern, und, selbst schweren Herzens, wandte er sich und begann seine Wanderung. Nachdem er eine Stunde gegangen, trat an der bezeichneten Stelle ein ihm unbekannter Mann auf ihn zu.

„Hier ist das Schreiben, welches Ihr überbringen

sollt," sagte er; „am Orte Eurer Bestimmung sollt Ihr den äußern weißen Umschlag abnehmen, und hier ein zweiter Brief, dessen Umschlag Ihr morgen Abend öffnen sollt."

„Ein zweiter Brief?" fragte Kretsch nicht ohne Erstaunen, „davon weiß ich nichts; an wen ist er? und wo soll ich ihn abgeben?"

„Das kann ich Euch Alles nicht sagen, Ihr werdet, so denke ich mir, es aber morgen Abend wohl erfahren, wenn Ihr den Umschlag abnehmt?"

„Und ist der Absender beider Briefe eine und dieselbe Person?"

„Ich kann Euch durchaus über nichts Auskunft ertheilen, ich habe den mir gegebenen Auftrag erfüllt — deshalb lebt wohl, ich wünsche gute Verrichtung und eine glückliche Heimkehr."

Mit diesen Worten entfernte sich der Mann und auch Kretsch setzte, nachdem er die Briefe sorgfältig eingesteckt, seinen Weg fort.

Zehntes Kapitel.

Das Testament.

Wir überspringen den Zeitraum mehrerer Monate.

Es war ein stürmischer kalter Märzabend, Schnee mit Regen vermischt wurde vom Winde durch die dunkle Luft getrieben und schlug mit Heftigkeit gegen alle Gegenstände, welche sich ihnen entgegen=stellten. Die Fluthen des Rheines gingen hoch und trübe und führten noch einzelne schmuzige Eisschollen mit sich, welche beim Eisgange auf das Ufer geschoben, jetzt von dem steigenden Wasser wieder aufgenommen waren. Die am Rheine gelegene Straße von St Goar war überschwemmt, und unheimlich schlugen die vom Sturme wild erregten Wogen gegen die Mauern der Häuser, von deren Kellern und unteren Räumen sie bereits Besitz genommen hatten. Ungeachtet der Dunkelheit und der heftigen Strömung

fuhr ein Nachen dicht an der äußersten Häuserreihe hinauf, indem er sich mühsam gegen die hochgehenden Wellen fortarbeitete. In demselben befanden sich, außer dem Schiffer, vier Männer, welche fest in ihre Mäntel gehüllt dasaßen, so daß es, selbst wenn die Dunkelheit nicht so groß gewesen wäre, schwer gehalten haben würde, einen derselben zu erkennen.

Vor dem Hagerschen Hause befestigte der Schiffer den Nachen an dem eisernen Geländer der hohen Treppe, welches jetzt kaum aus dem Wasser hervorsah. Das freundliche Haus lag dunkel und still, scheinbar mitten in den schmuzigen, reißenden Fluthen, man würde es für unbewohnt gehalten haben, hätte nicht ein mattes Licht, welches, kaum sichtbar, durch ein verhangenes Fenster schimmerte, die Anwesenheit von Menschen verrathen.

„Wartet, bis ich Euch rufen werde,“ sprach leise Einer der in dem Nachen befindlichen Männer zu einem Andern, „es wird nicht lange dauern, aber es ist nöthig, daß ich erst allein hinaufgehe.“

„Macht's so kurz, wie möglich,“ erwiederte der Angeredete, „es ist wahrlich kein Wetter, um hier lange zu warten.“

„Ihr wartet ja nicht umsonst; ich sollte denken, es lohnte sich schon der Mühe, für ein solches Geschäft ein wenig Kälte und Nässe auszuhalten.“

„Für ein solches Geschäft? Es bleibt immer ein gefährliches Unternehmen, in welches ich mich besser gar nicht eingelassen, und von dem ich am liebsten auch noch zurücktreten möchte."

„Ihr seid ein Thor, Notar, fünfhundert Gulden sind niemals so leicht wieder verdient, und Niemand kann Euch etwas anhaben."

„Anhaben vielleicht nicht — aber nachsagen, schwatzen kann man Vielerlei, und ich verliere dann meine Kundschaft — doch, Ihr habt mein Wort, Caplan, geht und macht die Einleitung so kurz, wie möglich."

„Und auf jene Männer können wir uns sicher verlassen?"

„Kümmert Euch nicht darum," erwiederte der Notar mürrisch; „ich sollte denken, ich wäre mehr dabei betheiligt, als wie Ihr."

„Nach diesem kurzen Gespräche klopfte der Caplan Schleicher, denn er war Einer der Redenden, an die Hausthür, welche nach einiger Zeit von einer alten Magd geöffnet wurde. Kurz darauf trat der Caplan in die bekannte Stube der alten Hager. Diese lag im Bette in einem Zustande, der es zweifelhaft machte, ob sie noch lebe, oder bereits gestorben sei.

„Mutter Hager," begann der Caplan, „ich bin gekommen, wie Ihr gewünscht, um Euch die Sterbesacra-

mente nochmals zu reichen, denn in wenigen Stunden werdet Ihr mit dem irdischen Leben abgeschlossen haben."

Ein leises Stöhnen war die Antwort der Kranken.

„Ehe ich dies thue, wünsche ich, daß Ihr Eure weltlichen Angelegenheiten ordnet, seid Ihr jetzt entschlossen der Gesellschaft Jesu Euer zeitliches Vermögen zu hinterlassen?"

„Mein Kind," hauchte die Kranke kaum hörbar.

„Denkt nicht an Eure ungerathene Tochter, sie ist fort, ich weiß es und Jeder weiß es, um die Folgen ihrer Schande zu verbergen; hätte sie und hättet Ihr auf meine Ermahnungen gehört, es würde besser um Euch Beide stehen. Es gereicht zu ihrem Heile, daß Ihr sie enterbt, und Eure Seligkeit wird durch diesen Gott wohlgefälligen Schritt herbeigeführt. Sprecht," fuhr er nach einiger Zeit fort, in welcher die Leidende, wie es schien, theilnahmlos dagelegen, „sprecht, wer soll Euer Erbe sein?"

„Mein Kind!" erwiederte die Kranke lauter und vernehmlicher, als sie bisher gesprochen.

„Ihr seid nicht mehr recht bei Sinnen, Frau Hager," rief der Caplan, der seine Wuth über diese fortdauernde Hartnäckigkeit nicht unterdrücken konnte; „Ihr seid verwirrt im Geiste! Wollt Ihr Euer Seelenheil einer liederlichen Dirne wegen auf das Spiel setzen, der allein

Buße und Reue noch helfen kann? Wollt Ihr die Kirche beleidigen oder versöhnen? Bedenkt, Frau, daß Ihr in wenigen Stunden aufgehört habt zu leben und ein strenger, unerbittlicher Richter Rechenschaft von Euch fordert.

„Wenn Ihr Euch ferner noch weigert, so verweigere ich Euch den Segen der Kirche, welche Ihr von Euch stoßt, und Ihr werdet sterben, ohne die heiligen Sacramente empfangen zu haben. — Der Notar ist unten,“ fuhr er fort, nachdem er eine Zeit lang geschwiegen, und die regungslos liegende Frau aufmerksam betrachtet hatte; „das Testament ist fertig, Ihr werdet es unterschreiben, oder genehmigen — wollt Ihr? Hört Ihr mich, Frau Hager? Seid Ihr jetzt entschlossen? —“

Die Kranke schlug die tief liegenden Augen auf, welche bei der Abmagerung ihres Körpers ungewöhnlich groß geworden waren, und blickte den Caplan, welcher erwartungsvoll vor ihr stand, mit einem eigenthümlichen Ausdruck an, dann richtete sie sich höher im Bette empor und faltete ihre dürren abgemagerten Hände:

„Nein,“ sagte sie mit klarer, vernehmbarer Stimme, „ich werde mein geliebtes Kind nicht enterben — Gott sei meiner armen Seele gnädig.“

„So fahrt in die ewige Verdammniß!“ rief der Caplan wüthend, indem er die noch immer aufrecht Sitzende zurückstieß. Diese sank auf das Lager zurück und ein

leises Röcheln verkündete den herannahenden Todeskampf. Schweigend stand der Caplan vor ihr, sie unverwandt betrachtend.

„Es ist die höchste Zeit,“ sagte er dann, und eilte rasch aus dem Zimmer. Bald darauf kehrte er mit dem Notar und den beiden anderen Männern zurück. Er trat sogleich an das Bett der Sterbenden; diese lag, so wie er sie verlassen, aber das Auge war gebrochen, das Leben dem Tode gewichen.

„Mutter Hager,“ sagte der Caplan, indem er ihre Hände berührte, „Mutter Hager, der Notar ist hier, damit Ihr bestätigen könnt, was Ihr mir eben gelobt habt!“

„Sie ist todt,“ flüsterte der Notar, „wir sind zu spät gekommen.“

Der Caplan griff hastig in die Tasche, zog aus derselben eine kleine Schachtel hervor, nahm aus dieser eine Spinne und setzte das Thier der Todten in den halb geöffneten Mund.

„Es ist Leben in ihr,“ fügte er dann hinzu, „Ihr seht es Alle, es ist Leben in ihr!“

„Es ist Leben in ihr,“ wiederholten die Zeugen, „wir können es beschwören, es ist Leben in ihr!“

„So lest ihr das Testament vor, Herr Notar, der Inhalt ist ihr ohnehin bekannt!“

Der Notar that, wie ihm geheißen, und las mit etwas unsicherer Stimme das Testament vor, nach welchem die Frau Hager aus freiem, durch keinerlei Ueberredung hervorgerufenen Willen ihre einzige Tochter Elsbeth, ihres schlechten Lebenswandels wegen, enterbte, und ihr ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen der Gesellschaft Jesu vermachte.

„Habt Ihr gehört, Frau Hager?" sprach darauf der Caplan, indem er seine Hand unter das Kopfkissen der Todten schob, „und ist das Testament Eurer Willensmeinung gemäß aufgesetzt?"

Nachdem er diese Worte gesprochen, drückte er das Kopfkissen vor, wodurch der Kopf der Todten eine der Bejahung ähnliche Bewegung machte.

„Das Haupt hat sich zum Zeichen des Einverständnisses bewegt," sprach er darauf, „Ihr habt es deutlich gesehen?"

„Das Haupt hat sich bewegt," wiederholten die beiden Zeugen, „wir können es beschwören, das Haupt hat sich bewegt!"

„Ihr könnt nicht schreiben, Frau Hager?" fragte der Caplan weiter, „Ihr wollt, daß dies ausdrücklich bemerkt werde, damit es der Gültigkeit des Testaments keinen Abbruch thue?"

Nochmals wiederholte sich die eben beschriebene Scene.

Darauf unterzeichnete der Notar und die beiden Zeugen das Testament, welches nun in rechtsgültiger Form aufgenommen war.

„Ich danke Ihnen, Herr Notar," sprach dann der Caplan, diesem die Hand gebend; „Ihr Geschäft ist beendet, das meinige beginnt jetzt; ich muß der Sterbenden noch die Sacramente reichen."

Stumm verließen der Notar und die beiden Zeugen das Zimmer und selbst auf dem Heimwege sprach Keiner von ihnen ein Wort. Der Nachen schoß rasch, von dem Strome getrieben, an den Häusern fort und landete in einer höher gelegenen Seitengasse. Der Schiffer fuhr zurück, um den Caplan abzuholen.

„Hier sind für Jeden von Euch 50 Gulden," sprach leise der Notar, „vergeßt nicht, daß jedes unbedachtsame Wort über den heutigen Abend Euch ebenso an den Hals geht, wie mir. Niemand kann etwas beweisen!"

Der Caplan hatte sich, nachdem er mit der Todten allein im Zimmer war, auf einen Stuhl gesetzt. Ein Lächeln der Zufriedenheit spielte um seinen Mund. Nach einiger Zeit stand er auf und betrachtete die regungslos daliegende Gestalt der Gestorbenen. Die Spinne kroch langsam und ermattet aus dem halbgeöffneten Munde der Todten, unwillkürlich wandte sich der Erbschleicher ab.

„Was hat es Dir nun genützt, alberne Thörin, mir entgegen zu sein, was hat es Euch Allen genützt?" sprach er vor sich hin. „Jetzt wird die stolze Elsbeth auch wohl andere Saiten aufziehen, wenn es sich überhaupt noch der Mühe lohnt, eine Blume zu pflücken, die schon geknickt ist. —"

Nach einiger Zeit rief er der Magd.

„Ich habe der Frau Hager die Sterbesacramente gereicht," sagte er, „sie hat sie voll Frömmigkeit und Ergebung in den Willen des Herrn über Leben und Tod empfangen, und ist dann sanft und in Frieden zu einem besseren Dasein entschlafen! — Sie ist todt!" —

„Todt? todt? Frau Hager ist gestorben?" heulte die Magd, „ach Gott und Jungfer Elsbeth war nicht zugegen? —"

„Jungfer?" fragte höhnisch der Caplan. „Geht und besorgt das Nöthige, meldet es dem Herrn Hager und den übrigen Verwandten."

Darauf verließ der Priester das Zimmer, in welchem die alte Magd weinend zurückblieb.

Elftes Kapitel.

Die Verlassene.

Am Abende des folgenden Tages, der stürmisch und rauh gewesen, wie der vorhergehende, klopfte es wieder an die Thür des Sterbehauses und eine verhüllte weibliche Gestalt trat ein. Es war Elsbeth. Sie sah bleich und abgehärmt aus, die schönen blühenden Farben der Jugend und Gesundheit, welche sie sonst schmückten, waren verschwunden, die sonst so hellen Augen hatten ihren Glanz verloren, bläuliche Ränder zogen sich unter denselben hin. Ihre Gestalt, ausgezeichnet durch jene harmonische Fülle, welche nur der jugendlich weiblichen Schönheit eigen ist, war abgemagert, und selbst ihre Kleidung, der sie sonst eine mädchenhafte Sorgfalt nicht versagte, erschien unordentlich und mit unverkennbarer Eile angelegt. Sie warf den völlig durchnäßten und

theilweise schmuzigen Mantel ab, und richtete einen jener forschenden, angsterfüllten Blicke, in welchen die ganze Seelenqual des Fragenden enthalten ist, auf die alte Dienerin.

Die Magd bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und brach in ein neues Weinen und Schluchzen aus.

„Um Gottes willen, Anna Maria, sprecht, wie geht es der Mutter?" rief Elsbeth mit bebender Stimme.

„So wißt Ihr's noch nicht, Jungfer Elsbeth, sie ist gestorben — gestern Abend."

Mit einem gellenden Schrei brach Elsbeth ohnmächtig zusammen. —

Nach einer Stunde kniete die Tochter vor der Leiche der Mutter, ihr thränenloses, brennendes Auge hing unverwandt an den theuren, jetzt starren und theilnahmlosen Zügen, welche im Leben immer voll Liebe und Wohlwollen für sie gewesen waren.

„O! vergib, vergib mir, theure Mutter, vergib mir all den großen Kummer, den ich Dir bereitet," sprach leise das schmerzerfüllte Mädchen, „und laß mich bald o! recht bald wieder bei Dir sein!"

„Sie hat Euch vielfach gesegnet, ehe sie gestorben, Jungfer Elsbeth," sagte tröstend die alte Dienerin, „und mir es aufgetragen, Euch dies zu sagen. Bis zum letzten

Augenblick hat sie Eurer mit der zärtlichsten Liebe gedacht."

Nun erst flossen die Thränen der Unglücklichen und lösten die starre Bande, welche ihre Brust krampfhaft zusammen preßten, denn wie der Thau des Himmels auf die dürre versengte Haide, so fällt die Thräne in den trocknen, brennenden Schmerz des Menschen. —

Ein kalter, trüber Morgen blickte durch die Fenster, als Elsbeth das Zimmer der Todten verließ, um für deren Bestattung und für sich selbst einige Sorge zu tragen.

Später kamen und gingen Leute, die bei solchen Ereignissen ihre nothwendigen traurigen Dienste anbieten, und aus dem Schmerze und dem Unglücke ihrer Mitmenschen die trüben Quellen ihres Erwerbes schöpfen. Gegen Mittag erschien auch der Oheim Hager. Seine Züge, in denen stets Rohes lag, zeigten auch jetzt keine Spur von Schmerz oder Theilnahme, sondern nur Aerger und verhaltenen Grimm. Er würdigte Elsbeth zuerst gar keines Blickes, sondern traf die zur Beerdigung der alten Hager nöthigen Anordnungen. Als dies geschehen, schien er das Bedürfniß zu fühlen, nun auch seinem Herzen gegen seine junge Verwandte Luft zu machen, welche ihm jetzt in ebenso hohem Grade zuwider war, als er Theilnahme für sie gezeigt hatte, so lange

es ihr gut ging und sie einen Gegenstand der allgemeinen Huldigung ausmachte.

„Endlich wieder da?“ hob er an, „lange abwesend gewesen! Inzwischen ist die Mutter gestorben, ohne daß die Tochter ihr die Augen zugedrückt.“

„Seid nicht so grausam, Oheim,“ entgegnete Elsbeth weinend, „habet Mitleid mit mir, bin ich nicht unglücklich und elend genug?“

„Mitleid? hört mir doch, Mitleid mit einer so verlaufenen Dirne, wie Du, die Schande und Spott über die ganze Sippschaft gebracht hat. Wie man sich bettet, so liegt man, lege Dich nun auch nach Deinem Belieben, aber jede Verwandtschaft mit mir laß dabei außer Ansatz.“

„Oheim, Oheim!“ rief Elsbeth, indem sie vor dem harten Manne niedersank, „verstoßt mich nicht, Ihr seid mein einziger Verwandter, verstoßt mich nicht — ach! er wird wiederkehren und dann wird Alles wieder gut werden.“

„Wiederkehren? Wieder gut werden? lächerliches, dummes Gewäsch! Bin ich ihm nicht nachgereist bis Gießen, habe ich seine Spur nicht bis Alsfeld verfolgt, wo sie aufhörte. Was hat er in jener Gegend zu suchen? Niemand wird es begreifen; entweder ist er absichtlich auf und davon gegangen, oder seine Gebeine

sind jetzt längst vermodert! Wiederkehren? hört doch, wiederkehren! Er war von je ein schlechter, liederlicher Bursche, sonst würde er Dich nicht verführt haben, und dann davon gelaufen sein."

„Schmäht ihn nicht, Oheim," versetzte Elsbeth, ihre Thränen trocknend; „brecht den Stab über mich, wie Ihr wollt, aber schmäht ihn nicht, der gegangen ist, weil er mußte, und nicht zurückgekehrt, weil er daran verhindert worden, oder umgekommen, welches Schicksal Gott nicht über mich verhängt haben wird."

„Höre, Dirne," rief jetzt der Oheim, seiner verhaltenen Wuth freien Lauf lassend; „erfreche Dich nicht noch einmal, mir zu sagen, was ich thun oder lassen soll. Du bist ein entehrtes Geschöpf, das Schande und Spott über uns Alle gebracht hat, dazu eine Bettlerin, denn Deine verrückte Mutter hat ihr ganzes Vermögen den Jesuiten vermacht. Bilde Dir nicht ein, daß ich Dich und Deine Schande füttern werde. Kommt mir je Dein Wechselbalg vor die Augen, so hat, so wahr ich Dein Oheim bin, sein letztes Stündlein geschlagen! Das merke Dir, und laß Dir's jetzt ein für alle Mal gesagt sein! Wo ist Dein Kind, wo hast Du's gelassen?"

„Mein Kind?" erwiederte Elsbeth, indem sie sich aufrichtete und ihre blassen Wangen von einer fieberhaf-

ten Röthe gefärbt wurden; „mein Kind?“ wiederholte sie nach einem längeren Schweigen, während welcher sie ihr harter Verwandter höhnisch betrachtete — „ich — ich — ich habe gar kein Kind.“

„Ha, ha, ha, ha!“ lachte der Oheim, „die Geschichte wird immer besser, Du hast gar kein Kind? Wo warst Du denn während der letzten beiden Monate, glaubst Du, wir würden es nicht erfahren?“

„Was kümmert es Euch, Oheim, wo ich war, und ob ich ein Kind habe, oder nicht,“ entgegnete Elsbeth mit plötzlich verändertem ruhigen und festen Tone; „Ihr habt ja Eures Bruders Tochter im Unglücke verstoßen, und werdet wenigstens nicht dazu beitragen, sie noch elender zu machen, als sie ist.“

„Hör' mir einer das freche Ding an, sie will mir Vorschriften geben. Warte, ich werde Dir zeigen, ob mir ein Recht zusteht, mich um Dich zu bekümmern oder nicht, und Du wirst an mich denken, schamloses, verworfenes Geschöpf!“

Mit diesen Worten entfernte er sich. Nachdem er gegangen, verließ Elsbeth die mühsam errungene Kraft sie sank weinend und trostlos an dem Sarge ihrer Mutter zusammen.

Es war gegen Abend, als man die alte Hager bestattete. Das stürmische Wetter hatte sich, wie dies häu-

fig im Frühjahre der Fall ist, gelegt und es herrschte eine beruhigende erquickende Stille in der Natur. Der Himmel, sonst ganz von dunkeln Wolken überzogen, zeigte sich im Westen hell und rein und ein glänzendes Abendroth spielte in mannichfachen Reflexen auf den hochgehenden Fluthen des Stromes und den purpurgefärbten Bergen seiner Ufer. Nur ein kleiner Zug begleitete die Todte zur letzten Ruhe. — Die Töne der Glocke waren verhallt, das leise Murmeln des Gebetes verstummt, die letzte Schaufel Erde hatte sich auf den frischen Grabhügel gelegt — der Kirchhof ruhte wieder einsam und still, nur Elsbeth weilte noch dort. Sie kniete an dem Grabe, sich ganz ihrem Schmerze hingebend, der sie immer noch an dem Orte festhielt, welcher die Ueberreste der geliebten Mutter empfangen hatte, um sie nimmer wieder zurückzugeben.

„Ich habe mit Euch zu reden, Elsbeth," sagte plötzlich die Stimme eines Mannes, der unbemerkt zu ihr getreten war. Das Mädchen blickte auf und erkannte den Caplan. Ein leiser Schauer durchzuckte ihre Glieder, sie stand auf und wandte sich, um zu gehen.

„Hört mich, Elsbeth, unsere Unterredung wird kurz sein, aber ich muß Euch sprechen — im Auftrage Eurer seligen Mutter."

„Meiner Mutter?"

„Ja, Eurer verstorbenen, frommen Mutter,“ fuhr Jener fort, „deren letzten Seufzer ich gehört, und deren letzte Worte für Euch ich zu überbringen habe.“

„So sprecht,“ sagte Elsbeth, stehen bleibend.

„Hier ist nicht der Ort, in einer Stunde werde ich bei Euch sein. Fürchtet Euch nicht, schöne Elsbeth, es wird lediglich von Euch abhängen, wie lange ihr meine Gegenwart dulden wollt.“

Mit diesen Worten schlug er einen andern Weg ein und Elsbeth verließ nun ebenfalls den Kirchhof, auf den sich die Dunkelheit herabgesenkt hatte. Einsam und still wandelte das Mädchen den Weg nach dem elterlichen Hause, in welchem sie eine fröhliche, harmlose Jugend verlebt, und das nun, von Allen, die sie geliebt, verlassen, leer dastand, nur von den Erinnerungen vergangener glücklicher Tage bevölkert. Ach! auch sie wurde jetzt bald aus jenen Räumen gestoßen, welche die Spiele des Kindes gesehen, die kurzen Stunden seligen Liebesglücks der Jungfrau vor den neugierigen mißgünstigen Augen der Menschen bewahrt hatten. Verlassen, arm und verachtet, wurde sie hinausgetrieben in die Welt, welche, wie immer über die Gefallene kalt und herzlos den Stab gebrochen. Sie hatte es bereits empfunden, wie sich Alles von ihr abwandte, wie alte Bekannte sie mieden, oder absichtlich mit Härte und Hohn behandelten —

nur die Hoffnung, die einzige Hoffnung, daß er, der Geliebte ihres Herzens, wiederkehren werde, hielt die Arme noch aufrecht.

Nach der Abreise von Kretsch war noch ein Brief von ihm an Elsbeth aus Gießen eingetroffen, ein heiterer, Liebe athmender Brief, ein Brief, welchen Elsbeth tausendmal gelesen, tausendmal mit ihren Thränen benetzt hatte, dessen Schriftzüge jetzt verwaschen und fast unleserlich geworden waren, und der, als die letzte Gabe des Geliebten, unausgesetzt an ihrem Busen ruhte, — dann hörte jede Spur von Kretsch auf. In Kassel war er nicht angekommen, der Landgraf von Hessen hatte die Botschaft des Landgrafen Ernst nicht erhalten, und alle Nachforschungen, sowohl nach dem Boten, als dem Briefe waren vergeblich geblieben. Der Landgraf Ernst, welchem, wie leicht zu begreifen, viel daran gelegen war, daß sein Schreiben nicht in unrechte Hände falle, hatte selbst mehrere zuverlässige Personen abgesendet, um über den Verschollenen Nachrichten zu sammeln, sie waren aber sämmtlich unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt. Auch der Oheim Hager hatte sich auf den dringenden Wunsch von Elsbeth's Mutter und auf deren Kosten, zu gleichem Zwecke auf Reisen begeben, aber auch er konnte weiter nichts ermitteln, als daß Kretsch von Gießen aus die Straße nach Grünberg und Alsfeld eingeschlagen —

ein Weg, welcher von dem directen nach Kassel abwich — am letzten Orte aber nicht angekommen war. Niemand hatte den in dortiger Gegend Unbekannten gesehen, und nur mit Mühe war es festgestellt, daß Kretsch in einem Wirthshause zu Grünberg übernachtet und dasselbe am frühen Morgen verlassen hatte.

Seit seiner Abreise waren jetzt bereits drei Viertel Jahre verstrichen, und Niemand zweifelte daran, daß er verunglückt sei, weil durchaus kein haltbarer Grund aufzufinden war, weshalb er freiwillig seine Vaterstadt auf solche Weise hätte verlassen sollen. Das geheimnißvolle Verschwinden seines Boten, von dessen Absendung nur der Caplan unterrichtet war, hatte bei dem Landgrafen Ernst ein Mißtrauen gegen diesen hervorgerufen, welches durch mehrere scheinbar unbedeutende Umstände verstärkt wurde. Er behandelte daher den Priester mit einer augenfälligen Kälte und beobachtete eine Zurückhaltung gegen ihn, welche den Plänen des Letzteren eine beschleunigte Reife anempfahl, oder ein gänzliches Mißlingen vorhersagte. Der Caplan war jedoch auf diese Wendung der Dinge nicht unvorbereitet, ja er hatte von Anfang an es sich klar gemacht, daß dieser Zeitpunkt eintreten müsse, nur war er für ihn etwas zu früh gekommen, und sein Streben ging jetzt vor Allem dahin, Zeit zu gewinnen und den Verdacht des Landgrafen gegen ihn unschädlich zu machen.

Er hatte es daher auch durch seinen Einfluß dahin gebracht, daß die Verhandlungen mit Hessen-Kassel sich in die Länge zogen, an Kleinigkeiten scheiternd, welchen der Caplan durch eine listige Einwirkung auf das reizbare Gemüth des Landgrafen, eine weit größere Wichtigkeit beizulegen wußte, als sie besaßen. Im Kleinen, wie im Großen ist dies mehr oder weniger die geheime Geschichte aller diplomatischen Unterhandlungen, bei denen es selten an solchen treulosen Rathgebern fehlt, welche des eignen, oft geringen, oft sehr bedeutenden Vortheils wegen, das Wohl der Völker einem falschen Spiele Preis geben.

Das traurige und unglückliche Schicksal Elsbeth's ist dem Leser bereits bekannt geworden. Schweigend und in ihrem Schmerz versunken war sie in das elterliche Haus zurückgekehrt, das sie nun bald für immer verlassen sollte. Sie saß dort jenem dumpfen Hinbrüten verfallen, welches die Seele des Leidenden mit erstarrender Gleichgültigkeit erfüllt und sie für die Tröstungen der Hoffnung unzugänglich macht. Eine kleine Lampe brannte auf dem Tische, die Vorhänge des Bettes, worin ihre Mutter gelitten und gestorben, waren zugezogen, eine lautlose Stille herrschte in dem unsicher erleuchteten Gemache, nur unterbrochen von den leisen Seufzern des Mädchens, und dem Geräusch des Stromes, dessen

ausgetretene Wasser die Mauern des Hauses umflutheten.

Nahende Schritte auf der Treppe verkündeten das Kommen eines Mannes, Elsbeth wußte, daß es der Caplan sei. Wer sollte sie sonst aufsuchen? —

Freundlich und theilnahmvoll grüßte er das Mädchen, und ergoß sich in einer längeren Rede über die Vergänglichkeit irdischen Glücks, welches alle Menschen mehr oder weniger erführen, aber," fuhr er fort, „aber auch das Unglück läßt keine unvergänglichen Spuren zurück; Elsbeth, die Natur des Menschen ist nicht fähig seine Eindrücke unverwischt aufzubewahren, auch der Schmerz verliert seinen Stachel, und um so mehr, je heftiger er auftritt."

Elsbeth hörte den Klang der Worte, aber ihre Seele war mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

„Darum ermannt Euch, Tochter einer würdigen frommen Christin, und befolget ihren letzten Willen, den sie Euch durch mich überbringen läßt."

Nun erst wurde Elsbeth's Aufmerksamkeit rege, ihre fieberhaft glänzenden Augen richteten sich starr und unverwandt auf den Priester, der diesen Blick nicht zu erwiedern vermochte.

„Sie bittet Euch, die im Frieden mit ihrem Gotte hingeschiedene Mutter, bittet ihre Tochter, in den Schooß

der allein seligmachenden Kirche zurückzukehren. Mit dieser Hoffnung ist sie gestorben, und in dieser Hoffnung hat sie Euch gesegnet.“

Elsbeth schwieg.

„Soll ich Euer Schweigen günstig deuten, theuere Elsbeth,“ fuhr er beredter fort; „ich weiß, Ihr werdet dem Willen der Geschiedenen, die Euch so sehr geliebt, nicht entgegen sein, und Ihr sollt auch erfahren, daß die Kirche nicht hart und erbarmungslos gegen die gefallenen Sünder ist, wie die Menschen. — Jetzt, wo Euch Alle verlassen und verstoßen, ist sie bereit Euch aufzunehmen. Ein unwürdiger Diener dieser heiligen Kirche bietet Euch ein Asyl an. Meines Bleibens wird nicht lange mehr hier sein, ich werde, was ich nur Euch allein vertrauen will, St. Goar bald verlassen, und in eine ferne Gegend ziehen, wo Euch Niemand kennt. Dort, Elsbeth, nachdem Ihr in den Bund der Gläubigen getreten, könnt Ihr als meine Verwandte bei mir leben. Ich werde sorgen, daß jeder Kummer, jede Noth von Euch fern bleibe, Ihr sollt Alles in mir finden, was Ihr verloren habt, undauch die Zukunft Eueres Kindes wird gesichert werden.“ Er hatte bei den letzten Worten die Hand des Mädchens ergriffen, und sie zärtlich gedrückt.

Wie von einer Natter berührt, schnellte Elsbeth bei dieser Berührung in die Höhe. „Fort!“ rief sie, „fort!

entfernt Euch, sogleich! Habt Ihr noch nicht genug Unheil über mich gebracht? Lieber stürze ich mich in die Fluthen des Rheines, als daß ich von Euch die kleinste Wohlthat annehme! Geht! Alles, was Ihr gesagt, ist Lüge — nichts als Lüge — ich kenne Euch, habe Euch immer gekannt und verachtet!"

Eine tiefe Röthe des Zornes stieg bei dieser unerwarteten Rede des Mädchens in das blasse Gesicht des Caplans, krampfhaft ballten sich seine Hände.

„Wirklich?" sagte er mit leiser vor Wuth bebender Stimme; „wirklich? Glaubst Du mich zu kennen? Du scheinst Dich doch verrechnet zu haben! Höre jetzt, was ich Dir sage, überlege wohlbedächtig meinen Vorschlag, der für eine verbuhlte Dirne, wie Du, sehr annehmbar sein möchte. In drei Tagen werde ich mir die Antwort holen, und widerstrebst Du dann noch — dann — merke Dir's wohl, dann wehe Dir, wehe Dir und Deinem Kinde!" —

„Meinem Kinde?" erklang es bebend aus des Mädchens Munde.

„Ja, Deinem Kinde, wenn Du da verwundbar bist, es soll meine Rache fühlen, sie soll auf sein Haupt fallen und das Deine mit zerschmettern! — Doch das Alles ist nicht nöthig," sprach er plötzlich sanft, „wenn Du willfährig bist; es

mag Dir als Beweis dienen, wie sehr ich Dich liebe, trotz Deiner Sünde.“

„Fort! fort!“ rief Elsbeth, das Fenster aufreißend.

„Also in drei Tagen hole ich mir die Antwort,“ sagte ruhig der Caplan und entfernte sich.

„O! mein Gott, verlaß mich nicht,“ betete leise das unglückliche Mädchen; „gib mir Kraft die Leiden zu ertragen, welche Du mir sendest.“ Noch längere Zeit lag sie betend auf den Knieen, und ihre Seele stärkte sich, indem sie sich voll Vertrauen und Inbrunst zu dem höchsten Lenker der Schicksale aller Menschen erhob. Eine ruhige Ergebung zeigte sich auf ihren blassen Zügen, als sie aufstand und der alten Dienerin rief. Sie nahm einige Nahrung zu sich und, ihren Mantel umhängend, sagte sie:

„Ich gehe fort, Anna Maria, Ende der Woche werde ich zurückkehren. Erzähle es Niemand, daß ich abwesend bin, und sollte Jemand nach mir fragen, so sage, ich sei krank — doch wer wird sich um mich kümmern,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Jetzt in der Nacht wollt Ihr hinaus, es ist finster, bedenkt, Jungfer Elsbeth; es schickt sich nicht für ein junges Mädchen, in der Dunkelheit umher=zu=laufen.“

Elsbeth lächelte wehmüthig. — „Du bist besorgt um meinen Ruf? — ich danke Dir, gute Anna Maria, Du

hast wohl nicht gehört, daß der längst zerstört ist? Ich muß fort, mich ruft ein dringendes, nothwendiges Geschäft," fuhr sie mit verändertem, ernstem Tone fort; „leb wohl, und wenn Du mich lieb hast, so thue, wie ich Dir geheißen."

Mit diesen Worten war sie verschwunden. Erst nach fünf Tagen kehrte sie zurück; während dieser Zeit war der Caplan zweimal dort gewesen und die Abwesenheit des Mädchens seinen Nachforschungen nicht verborgen geblieben. Als er Elsbeth dann endlich getroffen, hatte er sich nicht gescheut, seine schnöden Anträge zu wiederholen, und, ebenso zurückgewiesen, sie voll Hohn und den Versicherungen seiner Rache verlassen.

Zwölftes Kapitel.

Vor Gericht.

Mehrere Wochen lebte Elsbeth still von allen Menschen gemieden, und scheinbar von diesen unbeachtet. Das Letzte war jedoch nur eine Täuschung, welcher sie sich hingab, weil sie es wünschte, und in dem Glauben stand, man würde sie und ihr trauriges Schicksal bald vergessen. Sie ging deshalb auch gar nicht aus, und vermied es mit irgend Jemand in Berührung zu kommen. Das Testament, nach welchem ihr elterliches Vermögen den Jesuiten vermacht war, bedurfte der Bestätigung des Landgrafen, welcher dieselbe noch nicht ertheilt hatte, obgleich der Caplan in seinen Bemühungen ihn dazu zu bestimmen, wie sich denken läßt, nicht lässig gewesen war. So konnte Elsbeth einstweilen noch ungestört in dem Hause, worin sie geboren und erzogen war, verweilen.

Es war gerade ein Monat seit dem Tode der alten Hager verflossen, die Sonne eines warmen Apriltages neigte sich zum Untergange, das erste Grün färbte die Berghänge, sie glänzten in heller, jungfräulicher Farbenpracht, von einer milden Frühlingsluft leise umspielt, der Rhein lag ruhig und still, in seinem tiefen Spiegel das reizende Bild der Ufer und den lichtblauen Himmel darüber, wiederstrahlend — da vermochte Elsbeth dem Verlangen nicht länger zu widerstehen, das Grab ihrer Mutter zu besuchen. Es war ihr erster Ausgang, welchen sie nach ihrer Rückkehr machte. Scheu und gesenkten Hauptes eilte sie durch die Straße, und bemerkte es nicht, wie Jeder ihr auswich und ihr dann nachblickte, ja, wie sich hin und wieder kleine Gruppen bildeten, die im eifrigen Gespräch stehen blieben, dessen Gegenstand sie selbst war. Eine Stunde verweilte sie auf dem Kirchhofe; es war noch hell und eine natürliche Bangigkeit hielt sie ab, vor dem Eintritt der Dunkelheit in die Stadt zurückzukehren, sie schlug daher einen Fußpfad ein, welcher auf die Höhe führte, um dort oben noch die kurze Zeit bis nach dem Untergange der Sonne zuzubringen. Nicht nur die Scheu vor den Menschen, auch die Sehnsucht ihres Herzens trieb sie auf die Berge, sie konnte von dort nach jener Gegend hinüberblicken, wohin der Mann gezogen war, an dem ihre Seele hing,

dessen Rückkehr noch immer ihre einzige, ausschließliche Hoffnung geblieben, obgleich diese Hoffnung mit jedem Tage sich verminderte, und einer öden, trostlosen Leere Platz machte.

So saß sie oben, sich ihren wehmüthigen, schmerzvollen Gefühlen überlassend, sie sah drüben den schlängelnden Fußpfad, wie er den Berg sich hinaufwand, auf dem Kretsch an jenem Morgen gegangen, wo sie ihn zum letzten Male gesehen; sie erblickte den Weg, wie er sich oben weiter fortzog und dann in der dunkeln Masse eines fernen Waldes verschwand — ach! es war ihr, als müsse der Geliebte jetzt wieder daraus hervortreten, raschen Schrittes weiter eilen, den Pfad hinunter-fliegen, zu ihr, zu ihr, die ihn so voll Sehnsucht, voll Schmerz jede Stunde der vielen langen und traurigen Tage vergebens erwartet hatte — sie sah ihn, wie er ihr zuwinkte, sie hörte seine bekannte Stimme herüberschallen — sehnsüchtig und mit thränenvollen Augen breitete sie ihre Arme aus, als ob diese Gebilde ihrer Phantasie dadurch zur Wirklichkeit werden könnten — dann bedeckte sie mit beiden Händen ihr Gesicht und verfiel in ein krampfhaftes Weinen. —

„Flieht! Elsbeth, flieht eilig! es ist keine Zeit zu verlieren, die Grenze des Stadtgebietes ist nahe, flieht oder Ihr seid verloren!“

Es war Rosier, der diese Worte sprach, athemlos stand er plötzlich vor dem erschreckten Mädchen, welches seine Ankunft nicht bemerkt hatte und ihn jetzt ängstlich fragend anblickte.

„Zaudert nicht, sie sind dicht hinter mir, ich vermochte es nur ihnen einen kleinen Vorsprung abzugewinnen; hier ist Geld, Ihr werdet keins bei Euch haben! Fort! fort in den Wald! wendet Euch gleich links, in einer Viertel-Stunde seid Ihr dann auf anderem Gebiet; fort, fort ich beschwöre Euch!“

„Und weshalb soll ich fliehen, welche Gefahr droht mir?“ fragte Elsbeth mehr erstaunt, als voll Furcht, den mit ängstlicher Theilnahme vor ihr stehenden jungen Mann.

„So wißt Ihr es nicht, mein Gott, die Zeit verstreicht, fragt nicht, Elsbeth, flieht, ehe es zu spät ist!“

„Und könnt Ihr mir nicht einmal sagen, was mir droht, ist es so schrecklich?“

„Ihr seid angeklagt — wißt Ihr es denn nicht — angeklagt des Mordes, des — Kindermordes, ach! theuere Elsbeth, daß ich es sein muß, der Euch dies zuerst mittheilt!“

Eine tödtliche Bläße legte sich bei diesen Worten auf die Züge des jungen Mädchens, ihre Kniee wankten, sie war im Begriff zu sinken, als Rosier sie unterstützte.

„O! mein Gott,“ stöhnte sie, „auch das noch —“

„Ich weiß, daß ein schändliches Lügengewebe gegen Euch ausgesponnen ist, ich weiß es ja, Elsbeth, daß Ihr unschuldig seid, aber deshalb flieht, sie werden Euch einkerkern, peinigen, foltern, flieht, Elsbeth, ich beschwöre Euch.“

„Ich werde bleiben,“ sagte das Mädchen mit fester Stimme; „mein Schicksal bestimmt es so und ich will ihm nicht ausweichen.“

„Da ist sie! da ist sie! die Kindesmörderin!“ riefen viele Stimmen zugleich; „Herr Roster hält sie schon fest, ergreift sie! Ergreift sie!“

Ein Haufe Volks, an der Spitze zwei Gerichtsdiener, kamen eilig den Berg herauf, bald war Elsbeth umringt und gefesselt; rohe Aeußerungen, Hohn und Verwünschungen schlugen an das Ohr der Halbbewußtlosen, welche sogleich nach der Stadt zurückgeführt wurde. Dort war die ganze Bevölkerung in Bewegung, alle Fenster voller Köpfe, die Straße dicht gefüllt mit Menschen.

„Sie haben sie! sie haben sie! die Kindesmörderin, sie wollte entfliehen, aber sie haben sie ergriffen! Seht! da kommt sie! das ist sie! Elsbeth Hager, Kindesmörderin! schöne Lorlei! Kindesmörderin!“ so tobte die Menge, dieselbe Menge, welche vor kurzer Zeit das schöne liebliche Mädchen bewundert und ihr gehuldigt hatte. — Der

Armen brauste es vor den Ohren wie ein wildes, wüstes Meer, dann wurde es still und dunkel — sie befand sich im Kerker mit schweren Ketten belastet.

Elsbeth's Verhaftung und das Verbrechen, dessen sie beschuldigt worden, bildete in St. Goar längere Zeit fast den alleinigen Gegenstand des Gesprächs. Schon am folgenden Tage war die Beschuldigte verhört worden, und hatte entschieden geläugnet ein Kind geboren zu haben. In der ohne Unterschrift bei dem Gerichte eingegangenen Anzeige von dem begangenen Verbrechen, war jedoch genau angegeben, wo und bei wem Elsbeth ihr Wochenbett gehalten. Die Vernehmung jener Personen, einer im Oberweseler Walde wohnenden Försterfamilie, ergab, daß dies richtig sei, daß Elsbeth ein Kind männlichen Geschlechtes geboren, wenige Tage nach ihrer Niederkunft, um ihre kranke Mutter zu besuchen, nach St. Goar gegangen und das Kind zurückgelassen, dessen sorgfältigste Pflege sie besonders empfohlen. Dann wäre sie bereits nach zwei Tagen zurückgekehrt, habe sehr verstört und verzweifelt ausgesehen, das Kind genommen und sei mit demselben fortgegangen; wohin wußte weder der Förster, noch die Frau anzugeben.

Als diese Aussagen Elsbeth vorgehalten wurden, beharrte sie dennoch bei ihrer früheren Erklärung, daß sie gar kein Kind besessen, und erst als man ihr die Zeugen

gegenüber stellte, diese in ihrer Gegenwart die gemachten Aussagen wiederholten, und die alte Frau die Gefangene fragte, ob sie, zum Danke für die Pflege, welche sie ihr geleistet, sie jetzt Lügen strafen wolle, gestand sie, daß dies Alles wahr sei, verweigerte aber dann jede weitere Erklärung. Hierbei blieb sie, und keine Mittel, welche das Gericht versuchte, weder Androhung der Folter, noch die Entziehung der Nahrung vermochte sie, zu irgend einer weiteren Mittheilung. Die fortgesetzte Untersuchung ergab, daß Elsbeth drei Tage, nachdem sie mit dem Kinde die Wohnung des Försters verlassen, zwischen Lorch und Bacharach an einer tiefen und reißenden Stelle des Rheines gesehen war, dicht am Ufer stehend, und lange unverwandt in das Wasser blickend.

Sie gab zu, dort gewesen zu sein, war aber nicht zu vermögen den Zweck der Reise anzugeben, noch über das fehlende Kind sich irgend weiter auszulassen. Bei solchen sie schwer belastenden Verdachtsgründen zweifelte man nicht mehr an ihrer Schuld, und da sie hartnäckig zu läugnen fortfuhr, wurden die Acten, dem damaligen Rechtsgange gemäß, von dem St. Goarer Schöffengericht an die Juristenfakultät in Gießen zu Fällung des Urtheils gesandt. Es unterlag nicht dem geringsten Zweifel, daß dies auf die Anwendung der Folter lauten würde. Inzwischen wurde die Gefangene in engem Ge=

warsam gehalten, und von Zeit zu Zeit, theils durch Gerichtspersonen, theils durch den Geistlichen, der Versuch gemacht, ein Geständniß von ihr zu erlangen. Dies blieb jedoch nach wie vor erfolglos. Sie verweigerte jede weitere Auskunft mit Ruhe und Festigkeit, und obgleich sie oft und viel weinte, was als ein Zeichen von Reue und Buße galt, so war sie doch, sobald sie wieder in das Verhör kam, „verstockt wie früher" — so heißt es in den noch vorhandenen Protokollen.

Es war ein kleines enges Zimmer, hoch oben in einem Thurme der Stadtmauer, worin das Mädchen gefangen gehalten wurde. Ein Strohsack, und ein hölzerner Schemel bildete das ganze Mobiliar, und ein acht Fuß vom Boden angebrachtes, mit Eisenstäben wohlverwahrtes kleines Fenster, ließ der armen Gefangenen nur ein geringes Stückchen Himmel und einen Theil des sich unmittelbar bei dem Thurme hinaufziehenden Berges erblicken. Oft war es des Mädchens einziger Wunsch gewesen, wenn die Tage gleichmäßig und einsam kamen und gingen, nur einmal aus diesem Fenster zu sehen; sie wähnte, dann würde ihr unglückliches Geschick sich ändern, und sie Den erblicken, an welchem allein alle ihre Gedanken hingen. Aber sie konnte nicht hinauf zu dem ersehnten Fenster, nicht einmal an die Mauer, in welcher es sich befand, denn sie war an die Wand angeschlossen.

So saß sie Tage lang hinaufschauend nach dem kleinen Stückchen Himmel, das oft blau, oft bewölkt war und an welchem zuweilen leichte, weiße Wölkchen rasch vorüber=zogen. Ach! hätte sie mit ihnen ziehen können! Vielleicht wußten sie, wo der Geliebte weilte, vielleicht hatten sie vor wenigen Stunden auf ihn hernieder=geblickt, wie sie jetzt durch das kleine vergitterte Thurmfenster zu ihr hereinschauten? Ach! warum waren sie so schweigsam und theilnahmlos, diese luftigen Segler im schönen, großen, blauen Himmelsraum? Warum flüsterten sie nicht leise ihr zu, wo er weile, wann er wiederkehre. Was die Wolken der Armen versagten, das gewährten ihr die Träume. — Er war dann wieder bei ihr, seine Arme hielten sie umschlungen, seine Küsse brannten auf ihren Lippen. — Alles Böse, was ihr widerfahren, war nichts als ein beängstigender wüster Traum, die Mutter lächelte freundlich auf sie herab — dann erwachte sie plötzlich, die schwere Kette hatte sie gedrückt; verwirrt, noch von dem süßen Traumbilde umfangen, vermochte sie nicht gleich die traurige, schreckliche Wirklichkeit sich zu vergegenwärtigen, sie weinte wieder die ganze Nacht, ganze lange Nächte, und hatte nur einen Wunsch — den Tod. „Mein Kind, mein armes Kind!" stöhnte sie oft, und dann schwieg sie plötzlich, als ob sie befürchte, es könne Jemand diesen Aus=

ruf gehört haben. Monate vergingen der Eingekerkerten in gleichförmiger, kummervoller Weise. Die Tage wurden immer kürzer, die Nächte länger, die Sonne, welche bisher täglich eine kurze Zeit zu dem kleinen Fenster hineingeblickt hatte, verschwand; die Schwalben sammelten sich in Schaaren an dem alten Thurme und flogen lärmend um ihn her, sich zum Zuge nach Süden vorbereitend; in dem Gefängniß selbst wurde es kalt und heftige Stürme umtobten seine morschen Mauern — der Sommer ging, der Herbst folgte ihm — Elsbeth erkannte den Wechsel der Jahreszeiten nur an diesen wenigen Zeichen; sonst blieb bei ihr Alles unverändert.

Eines Tages brachte der Gefangenwärter ihre dürftige Nahrung, welcher heute vorzugsweise einige Aepfel zugegeben waren. Sie dankte dem mürrischen alten Manne dafür, der jedoch, wortkarg wie immer, nichts darauf erwiederte, sondern sich bald wieder entfernte. In einem der Aepfel fand Elsbeth einen kleinen Zettel folgenden Inhaltes:

„Euer Urtheil von Gießen ist gekommen, es lautet auf Anwendung der Tortur. Heute Abend werde ich den Versuch machen, Euch zu befreien, haltet Euch bereit, wenn es elf Uhr schlägt.“ R.

In Angst und Erwartung verlebte Elsbeth die Zeit bis zur angegebenen Stunde. Sie war entschlossen, mit

Rosier zu fliehen, wiewohl sie nicht einsah, wie er es möglich machen würde, sie aus dem wohlverwahrten Gefängnisse zu befreien. Endlich schlug die Uhr auf der nahe gelegenen Kirche elf Mal. Es war eine dunkle, stürmische Nacht, durch das kleine Fenster schimmerte kein Stern, und der Wind bestrich klagend die Mauern des alten Thurmes. In gespannter Erwartung saß das Mädchen auf ihrem Lager, mehrmals glaubte sie leise Tritte draußen zu hören, aber es wurde immer wieder still und nur der Wind heulte und tobte stärker, wie früher.

Da schlug ein fremder Ton an ihr lauschendes Ohr, unten im Thurme wurde mit Heftigkeit eine Thür zugeworfen, dann ein verworrenes Geräusch, dann der laute Ruf einer Stimme. Plötzlich fielen zwei Schüsse, ihnen folgte lautes Geschrei, welches bald außerhalb des Thurmes sich fortsetzte und sich dann rasch wieder verlor, als ob viele Menschen sich schreiend entfernten. Nach kurzer Zeit hörte die ängstlich Lauschende noch in weiter Entfernung einen Schuß fallen — dann wurde es still, und so sehr sie sich auch bemühte, noch irgend etwas zu vernehmen, — kein Geräusch, kein außergewöhnlicher Ton drang mehr in das einsame dunkle Gefängniß. Sie zweifelte nicht mehr, daß Rosier's Versuch, sie zu befreien, mißglückt sei, und befürchtete, daß er denselben

vielleicht mit seinem Leben bezahlt habe. Die Nacht verging ihr in der bangsten Erwartung. Am Morgen erschien statt des Gefangenwärters dessen Frau, ein Weib, das Elsbeth schon immer mit Kränkungen und Gemeinheiten überhäuft hatte, sie heute aber mit besonders wüthenden Blicken betrachtete.

„Wart nur, mein Täubchen," grinzte sie, „sie werden Dir Deine zarten Glieder schon gehörig verrenken und etwas verlängern! Mit der Buhlerei hat es dann ein Ende, und es wird Niemand mehr wegen einer so verlaufenen Dirne zum Krüppel geschossen werden."

„Ich bitt' Euch, Frau Martin, sagt mir, was ist geschehen," bat Elsbeth, „was bedeutete gestern Abend das Geschrei, und das Schießen?"

„Hast Du's gehört? ei! sieh einmal, also gehört hast Du's, aber Du weißt wieder von nichts, ebenso wenig, als Du Dich erinnerst, daß Du Dein Kind umgebracht hast. Wart nur, wenn Dich der Meister von Nachstädten fragt, wirst Du schon antworten lernen!"

Mit diesen harten Worten entfernte sich das Weib und ließ die arme Elsbeth in der trostlosesten Gemüthsstimmung zurück.

Bald klirrten abermals die Riegel, die Gefangene wurde von der Wand losgeschlossen, und in Begleitung zweier Gerichtsvögte nach dem Rathhause geführt.

Monate lang hatte das Mädchen ihr enges kaltes Gefängniß nicht verlassen, jetzt nach langer Zeit betrat sie wieder die wohlbekannten Straßen ihrer Vaterstadt — aber in welchem Aufzuge! Gefesselt, von den Dienern des Gerichts geführt, von Hunderten neugieriger Menschen begleitet. Wankenden Schritts, kaum ihrer Sinne mächtig, ging sie auf diesem dornenvollen Pfade weiter; ihr bleiches Aussehen, ihr abgemagerter Körper, erregte selbst das Mitleid der Menge, welche sonst stets geneigt ist, dem Unglücke Hohn und Spott hinzuzufügen. Schweigend sah man die Gefangene vorbeiführen, deren unglückliches Ende nun nicht mehr zweifelhaft war. Der zum voraus gesättigte Haß schien in Mitleid verwandelt, und ohne jede Beschimpfung, ja ohne eine verletzende Aeußerung zu hören, gelangte Elsbeth vor die Schranken des Gerichts.

Zum ersten Male in ihrem Prozesse war dasselbe vollständig versammelt. Der Vorsitzende richtete zuerst einige Fragen an die Gefangene, welche sich auf die Ereignisse der vergangenen Nacht bezogen.

Elsbeth erfuhr daraus, daß Rosier in die Wohnung des Gefangenwärters gedrungen, diesen gebunden, und sich der Schlüssel bemächtigt hatte, daß dann aber auf das Geschrei der Frau die Schaarwache, welche auf einer Patrouille begriffen vorüberzog, hinzugekommen, und sich

ein Kampf entwickelt, Rosier zwei Wächter durch Pistolenschüsse verwundet, und dann entflohen sei. Da Elsbeth jede Betheiligung an diesem Versuche zu ihrer Befreiung in Abrede stellte, auch nicht der mindeste Beweis in dieser Beziehung gegen sie vorlag, so ließ man diese Sache vorläufig auf sich beruhen, da man es mit einer wichtigeren zu thun hatte.

„Ihr wißt, Elsbeth Hager," begann der Richter wieder, „Ihr wißt, daß Ihr peinlich angeklagt seid, Euer außer der Ehe gebornes Kind getödtet zu haben. Ihr habt zuerst freventlich geläugnet, daß Ihr überhaupt ein Kind geboren, und dieses Factum erst eingestanden, nachdem Euch vollgültige Zeugen gegenübergestellt wurden. Dagegen habt Ihr jede Auskunft über den Verbleib dieses Eures Kindes hartnäckig verweigert, und, so sehr man auch in Euch gedrungen, vorgegeben, nicht zu wissen, wo das Kind sich befinde. Höret jetzt das Urtheil, welches die hochlöbliche Fakultät in Gießen über Euch gefällt hat, es lautet: daß peinlich beklagte Elsbeth Hager zu St. Goar, angeklagt des Mordes ihres neu gebornen Kindes, zu Erforschung der Wahrheit und Beweisung ihrer Unschuld dem Scharfrichter übergeben, auch von demselben mit der Schärfe ziemlicher Weise anzugreifen sei. Als wir sie denn hiermit darzu condemniren. — Von Rechtswegen."

„Ihr habt das Urtheil vernommen, Elsbeth Hager," fuhr der Vorsitzende fort, „dasselbe soll morgen an Euch vollstreckt werden. Das Gericht ermahnt Euch nochmals, geht in Euch! Gebt Gott die Ehre, bekennt Eure Schuld, lasset es nicht zur Tortur kommen und Euren Leib martern und zerreißen. Bereut Eure Sünden, und sagt die Wahrheit, wenn Ihr auf die eingekommenen Fragstücke examinirt werdet. Ihr werdet dann von Gott wieder zu Gnaden angenommen und auch von der weltlichen Obrigkeit ein gnädig Urtheil erhalten."

„Meines Lebens bin ich müde," erwiederte Elsbeth mit ruhiger Stimme, „ich muß mich in Gottes gnädigen Willen ergeben. Sollte ich in den Schmerzen der Tortur mehr sagen, als ich weiß, so mag die Verantwortung Diejenigen treffen, welche mir diese unverdienten grausamen Martern zufügen."

„Wir wollen nicht ein Mehreres von Euch wissen, als die Wahrheit, wenn Ihr Euch aber durch ein falsches Bekenntniß in größere Strafe und Marter stürzet, und hierdurch an Eurem eignen Leibe zur Mörderin werdet, so geben wir Euch dies auf Euer Gewissen heim, bei Verlust Eurer Seelen Seligkeit; deshalb gehet in Euch, Elsbeth Hager, und bekennt Eure Schuld."

„Ich habe nichts zu bekennen," erwiederte das Mädchen, sich in ihren Ketten stolz aufrichtend; „soll ich sa-

gen, daß ich mein Kind getödtet, um der Marter zu entgehen, so will ich es thun, Gott wird mir diese Sünde verzeihen."

„So führet sie ab, die verstockte Verbrecherin — morgen um neun Uhr soll das Urtheil vollstreckt werden."

Der armen Gefangenen verging eine Nacht voll Angst und Qual. Ach! gerne wäre sie gestorben, das Leben hatte keinen Werth mehr für sie, der Tod erschien ihr als die einzige Rettung aus ihrer Noth. Aber welch gräßliches Schicksal stand ihr bevor, ehe sie ihren letzten Seufzer ausathmen durfte! Sie erinnerte sich jetzt all der schauerlichen Foltergeschichten, welche sie gehört, und empfand schon im Geiste all die furchtbaren Schmerzen, denen sie morgen unterliegen sollte. Lange lag sie betend auf den Knieen, und als ob der Himmel ihr Trost und Hülfe versprochen, stand sie beruhigt auf und schlief dann den Rest der Nacht ungestört.

Das Klirren der Riegel erweckte sie, es war noch früh am Tage, der Morgen begann kaum zu dämmern. Erschreckt sprang sie auf, sie werden mich früh holen, der Menschen wegen, dachte sie — welch' eine thörichte Ansicht von der Menschlichkeit eines Gerichts, das die Folter zur Erforschung der Wahrheit anwendete! Die Thüre öffnete sich und herein trat — der Caplan.

„Elsbeth," sagte er, nachdem er die Thür wieder

geschlossen, „Elsbeth, ich komme, um Euch zu retten — Ihr wißt, ich liebe Euch, gehört mir an, und Ihr sollt ungehindert aus diesem Kerker gehen. Ich will Euch in ein Land führen, wo Euch Niemand kennt, und wo Ihr ruhig und geachtet als meine Verwandte leben könnt. Ich werde für heute den Aufschub des Urtheils erlangen, und in der Nacht hole ich Euch ab, ohne Gewalt, ohne jedes Hinderniß — wollt Ihr?"

„Mein Gott und Vater," betete Elsbeth laut, ohne dem Caplan zu antworten, „ist das Maß meiner Sünden so groß, daß du mir noch diesen Mann sendest zur Vermehrung meiner Qual?"

„Bedenkt, Elsbeth! bedenkt, welches Schicksal Eurer wartet — erst die Tortur, dann ein schrecklicher Tod — ich biete Euch Freiheit und Glück!"

„Befreie mich von seinem Anblick, mein Gott," sprach Elsbeth betend weiter, „der mir fürchterlicher ist, wie alle Martern und wie der Tod, welche meiner harren."

„So wollt Ihr nicht?" fragte der Caplan, mit einer vor Leidenschaft bebenden Stimme — Ihr wollt nicht?" fuhr er fort, da Elsbeth schweigend mit zum Himmel gerichteten Blicken dastand — „so geht in Euer Verderben! Geht, Thörin — aber bedenkt wohl, was Ihr thut, ehe es zu spät ist. Wenn Euch die Glieder zerquetscht und verunstaltet sind, begehre ich Eurer nicht

mehr, deshalb müßt Ihr zum Entschluß kommen, ehe Ihr gefoltert werdet — hört Ihr? — wollt Ihr nicht reden? Oder habt Ihr Euch jetzt anders besonnen?"

Elsbeth blieb schweigend in der beschriebenen Stellung, nur ihre Lippen bewegten sich, leise betend.

Der Caplan sah, daß seine Bemühungen vergeblich waren; mit wuthsprühenden Blicken betrachtete er die edle, noch immer schöne Gestalt des Mädchens, diese zum Himmel gerichteten großen, lichtbraunen glänzenden Augen, denen er mit allen seinen Künsten niemals auch nur einen Blick des Wohlwollens hatte abgewinnen können.

„So fahr hin!" sagte er dann mit eisigem Hohne, „thörichtes, wahnwitziges Geschöpf! Ich kam nur, um Dir Dein Geständniß abzulocken, und hätte Dich nicht für so klug gehalten, um meinen Plan zu durchschauen. Geh in Dein Verderben — jetzt bist Du ohne Gnade verloren!" —

Mit diesen Worten entfernte sich der Priester. Elsbeth sank auf ihre Kniee, und der Gott der Liebe und der Barmherzigkeit senkte im Gebet Trost und Beruhigung in die Seele der armen Unglücklichen.

Bald erschienen die Schergen des Gerichts. Die Gefangene wurde durch zwei bewaffnete Bürger und den Amtsdiener auf das Rathhaus geführt. Dort harrte

ihrer das versammelte Gericht, und, nachdem sie nochmals, wie gestern befragt, und wie gestern geantwortet hatte, brachte man sie herunter in den untern Raum des Hauses. Hier erwartete sie der Scharfrichter mit zweien seiner Knechte. Der Richter befahl ihm, seine Instrumente vorzulegen, und die Anwendung derselben der Gefangenen genau zu beschreiben.

Stumm und gesenkten Hauptes, bleich und scheinbar theilnahmlos hörte das Mädchen die Erklärung jener scheußlichen Marterwerkzeuge, der Schrauben und Keile, welche eine barbarische Zeit nöthig zu haben glaubte, um mit Sicherheit ein Urtheil über die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten zu fällen.

„Nochmals ermahne ich Euch, Elsbeth Hager," sprach der anwesende Richter, „jetzt, da ihr all diese Werkzeuge gesehen, bedenkt Eurer Seelen Seligkeit, laßt nicht Euren Leib auf eine schreckliche Weise verstümmeln und zerreißen! Gebet Gott die Ehre und bekennet die Wahrheit."

Elsbeth schwieg.

„So schreitet zum ersten Grade der Tortur," befahl der Richter.

Die Hand= und Fußschellen wurden ihr abgenommen, und die rohen Hände der Knechte schickten sich an, der Unglücklichen das Gewand auszuziehen. Da zuerst sträubte und wehrte sie sich, aber vergeblich.

„Haltet ein,“ rief sie mit angstvoller Stimme, „laßt mir mein Kleid, Ihr könnt mich ja doch foltern — doch wozu,“ sprach sie rasch vor sich hin, „sie haben kein Erbarmen und der Tod wartet mein dennoch. — Laßt mich los!“ rief sie laut, „laßt mich los, ich will es sagen, Alles, Alles, was und wie Ihr es haben wollt!“

„Laßt sie los!“ befahl der Richter. „Nicht, was wir haben wollen, sollt Ihr sagen, sondern allein die Wahrheit, seid Ihr dazu bereit?“

„Ja, ja,“ sprach Elsbeth, „wie Ihr es wollt!“

„So sprecht, habt Ihr Euer Kind getödtet?“

„Ja, ich habe es getödtet.“

„Und wie?“

„Ich habe es in den Rhein geworfen.“

„Wo und wie?“

„An jenem Tage, wo man mich gesehen hat, bei Lorch.“

„Ist dies Euer freiwilliges wahrhaftiges Geständniß.“

„Ja.“

„Wißt Ihr auch, welche Strafe der Kindesmörderin wartet?“

„Ich weiß es, der Tod, laßt ihn mich bald erleiden.“

„So bereut Ihr Eure Sünde, und Eure schändliche That?“

„Ja."

„Das Gesetz des hochseligen Landgrafen Philipp des Großmüthigen, welches gegen Euch angewendet wird, lautet:

„Die Kindesmörderin soll man lebendig in eyn Grab, eyn Dorn heck uff iren leib legen, sie mit Erde beschutten, und ir eyn eychen Pfal durch ir hertz schlagen, zu straff und abscheuhe meniglichen. — Bleibt Ihr bei Eurem Geständniß?"

„Ja."

„So legt ihr die Fesseln wieder an und führt sie hinauf."

Vor dem versammelten Schöffengericht wiederholte Elsbeth ihre Aussage, gab auf vielfach an sie gerichtete Fragen mehrere nähere Umstände des begangenen Mordes an, welche in der Hauptsache mit den Aussagen der Zeugen übereinstimmten.

Der Fiskal beantragte die Todesstrafe nach der obigen Gesetzesstelle, und nach längerer Berathung erkannte das Gericht, daß Elsbeth Hager, als des Kindesmordes überwiesen, vom Leben zum Tode gebracht werden solle, wie es das Gesetz bestimmt.

Dreizehntes Kapitel.

Des Urtheils Vollstreckung.

Während der Zeit, welche Elsbeth in dem Gefängnisse zugebracht, und ihr Schicksal sich so traurig gestaltet, hatten sich die Dinge in St. Goar selbst mannichfach geändert. Der Krieg mit Frankreich wurde vom Reiche, nach wie vor, lässig und mit schlechtem Erfolge betrieben. Die Anführer der Reichstruppen waren wie immer unter sich uneinig, und, sowie im vergangenen Jahre der französische General de Lorges ungehindert über den Rhein gegangen, weil der Commandeur der kaiserlichen Truppen, der Graf Caprara, stets das Gegentheil von dem wollte, was der Kurfürst von Sachsen, der Befehlshaber der verbundenen Reichstruppen, angeordnet hatte, so war es auch in diesem Jahre. Der Feldzug lief gleich unglücklich für die Deutschen ab. Wenn die Erfolge

der französischen Waffen minder groß blieben, als es unter solchen Umständen hätte sein können, so hatte dies hauptsächlich darin seinen Grund, daß Frankreich gleichzeitig gegen Holland, England, Spanien und Savoyen im Felde stand, und Ludwig XIV. damals selbst nichts eifriger, als den Frieden und die Trennung dieses großen feindlichen Bundes wünschte.

Der kinderlose Tod Carl's II. von Spanien stand nämlich nahe bevor, dessen Thron mußte auf den deutschen Kaiser übergehen, sofern nämlich Frankreich keinen Einspruch erhob. Hierzu war Ludwig aber sehr fest entschlossen, welches nothwendig einen neuen, blutigen Krieg herbeiführen mußte, wie es denn auch wirklich später geschah. Ludwig fühlte daher das Bedürfniß seine Kräfte zu sammeln, und sehnte sich für jetzt nach dem Abschlusse eines günstigen Friedens. Der Kaiser, welcher dem Tode Carl's II. mit gleich banger Erwartung entgegen-sah, erkannte zwar eben sowohl wie die deutschen Fürsten, daß jetzt am allerwenigsten der richtige Zeitpunkt vorhanden sei, dem übermüthigen Gegner neue Stärke zu ihrem eignen Verderben gewinnen zu lassen — man hatte aber weit wichtigere Geschäfte, nämlich: sich unter einander zu streiten! Die deutschen Fürsten saßen zu Regensburg und erbitterten sich auf's Heftigste über die Stiftung einer neuen Kurwürde zu Gunsten der Des-

cendenz des Herzogs Ernst August zu Hannover. Diese Angelegenheit war bei weitem wichtiger, als der Krieg gegen Frankreich. Die Grenze gegen Frankreich blieb daher zum Theil ganz ungeschützt, und, wenn Frankreich diese Vortheile weniger ausbeutete, so fand dies lediglich in den eben angeführten Umständen seine Erklärung. Ludwig XIV. wurde jedoch von seinen einzigen Bundesgenossen, den Türken, welche er dem Kaiser auf den Leib gehetzt hatte, dieser lässigen Kriegführung wegen hart gedrängt, und, da man mit einem Separatfrieden drohte, beschloß die allerchristlichste Majestät, zu Gunsten seiner ungläubigen Bundesgenossen doch etwas zu thun, einige deutsche Provinzen durch Brand und Raub verheeren zu lassen und sich hierzu vor Allem der Festungen Rheinfels und Katz zu bemächtigen.

Die Unterhandlungen wegen des Ankaufes waren noch immer nicht ganz abgebrochen worden; französischer Seits hatte man sie nie ernstlich geführt, sondern nur die Besetzung derselben durch Kasselsche Truppen verhindern und sich eine genaue Kenntniß der Werke verschaffen wollen. Beide Zwecke waren erreicht. Der Landgraf Ernst verweigerte noch immer die Aufnahme einer Kasselschen Besatzung, und durch die Vermittelung des Cardinals von Fürstenberg war der französische Feldherr in den Besitz eines vollständigen und genauen Planes der

Festung gekommen, ja er besaß in der Person Rosier's einen tüchtigen Offizier, welcher die Festung durch eigne öftere Anschauung in allen Theilen kannte.

Nachdem der Landgraf erfahren, daß es wirklich ernstlich auf eine Belagerung der Festung abgesehen sei, nachdem er sich durch ausgeschickte Späher versichert, daß in Montroyal eine bedeutende französische Truppenmacht zu diesem Zwecke zusammen=gezogen war, wurde er zwar in seiner Meinung über die freundschaftlichen Gesinnungen der Franzosen etwas irre, ging aber dessen ungeachtet seinen Vetter in Kassel nicht um die Absendung von Truppen an. In Kassel beeilte man sich jedoch die längst bereit gehaltenen Truppen nunmehr abzuschicken. Zu deren Oberbefehlshaber, sowie zum Commandanten von Rheinfels, wurde der General=Major Georg Sittig Ludwig von Schlitz, genannt von Görtz, und zum Commandanten von St. Goar der Obrist=Lieutenant du Mont ernannt.

Die Nachricht von dem in wenigen Tagen bevorstehenden Abmarsche dieser Truppen aus Kassel langte einen Tag vor Elsbeth's Verurtheilung auf Rheinfels an. Rosier, dessen Bleiben in St. Goar nunmehr nicht mehr möglich war, der schon seit längerer Zeit sich sehr genau beobachtet sah und seine Verhaftung befürchtete, machte jenen dem Leser bekannten mißlungenen Versuch,

Elsbeth aus ihrem Gefängnisse zu befreien, und führte dann seine eigne Flucht aus, ohne daß er hierbei, nachdem er die Schaarwache vertrieben, auf weitere Hindernisse gestoßen wäre. Er nahm an dem Schicksale des unglücklichen Mädchens den innigsten Antheil, und wenn er auch selbst über ihre Schuld mit sich nicht im Reinen war, vielmehr die allgemeine Ansicht theilte, daß sie aus Verzweiflung wirklich ihr Kind getödtet habe, so wollte er sie doch dem ihr bevorstehenden gräßlichen Schicksale entziehen, und hatte die Absicht sie nach Frankreich zu einer ihm befreundeten Pächterfamilie zu schicken. Welches tiefere Gefühl diesem Wohlwollen für Elsbeth zum Grunde lag, darüber war er sich selbst nicht klar, mochte auch einer ernstlichen Prüfung sich nicht unterziehen; vorläufig galt es der Rettung des armen Mädchens von einem schimpflichen, qualvollen Tode. — Sie mißlang. Er selbst erhielt durch eine ihm nachgesandte Kugel eine leichte Wunde, und kam traurig und niedergeschlagen am Abende desjenigen Tages in Montroyal an, wo über Elsbeth das Todesurtheil ausgesprochen wurde.

Auch der Caplan Schleicher hatte nicht nur seinen Einfluß bei dem Landgrafen gänzlich verloren, sondern sah sich von demselben in einer Weise behandelt, welche ihn für seine eigne Sicherheit besorgt werden ließ. Zwar

stand er bei der Landgräfin noch in der alten Gunst, aber der Schutz dieser Fürstin konnte ihm nur von geringem Nutzen sein, da sie selbst voraussichtlich bald mit ihrem Gemahl die Festung verlassen mußte. Der Caplan wünschte daher vor Allem jetzt die Bestätigung des Testamentes zu erlangen, nach welchem Elsbeth's Vermögen den Jesuiten zufiel, und hoffte, daß das baldige siegreiche Einrücken der gefürchteten Franzosen, woran nicht zu zweifeln, seine Pläne und sein Ansehen in der Stadt mehr wie Alles fördern würde.

Bei der entschieden feindseligen Stimmung der Bürgerschaft gegen den Geistlichen, bei dem Aufsehen, welches dieses Testament gemacht, über dessen Errichtung allerlei Gerüchte entstanden waren, hatte der Landgraf dessen Bestätigung immer noch beanstandet, besonders so lange das Schicksal des Mädchens selbst noch nicht entschieden war. Der Caplan zweifelte aber nicht, daß der Landgraf nunmehr, nachdem Elsbeth zum Tode verurtheilt worden, das Testament bestätigen würde, sobald die Hinrichtung vollzogen sein würde.

Mit schwerem Herzen hatte der Landgraf das gefällte Urtheil bestätigt, das Schicksal des unglücklichen Mädchens ging ihm nahe, aber er fand keine Gründe, hier Gnade für Recht eintreten zu lassen. Die allgemeine Stimme forderte den Tod der Verbrecherin, und selbst

die Landgräfin, durch den Einfluß des Caplans bestimmt, theilte diese Meinung. Außerdem hatte Niemand die Gnade des Fürsten angerufen. Elsbeth selbst lehnte entschieden einen solchen Schritt ab, so sehr ihr Seelensorger sie auch dazu zu bewegen sich bemühte. Mit Ergebung und Ruhe bereitete sie sich zum Tode vor, welchen sie als die einzige Rettung aus ihrer Noth erwartete.

Der Oheim des Mädchens, der Lohgärber Hager, ihr einziger Verwandter, der in fröhlichen und glücklichen Tagen sich viel und gern um seine schöne und gefeierte Nichte bekümmert hatte, war jetzt einer ihrer erbittertsten Gegner geworden. Er glaubte seiner eignen und seiner Familie Ehre am besten förderlich zu sein, indem er am meisten den Stab über eine so verworfene Verwandte brach, die härtesten Urtheile über sie fällte, und dadurch einem Jeden bewies, daß er alle Gemeinschaft mit einer Person abgebrochen, welche ohnehin der Schande genug über seine Familie gebracht hatte. Seine Handlungsweise war nur die eines gewöhnlichen, selbstsüchtigen Menschen, einer Gattung, welche zu allen Zeiten sehr zahlreich vertreten war und sein wird, und die, mit wenigen Ausnahmen, in der Verwandtschaft einer jeden Familie zu finden ist. Der Oheim hatte daher ebenfalls kein Gesuch um Gnade bei dem Fürsten eingereicht, im

Gegentheil in den Wirthshäusern, wo dieser Gegenstand, wie leicht zu denken ist, fast den ausschließlichen Stoff der Unterhaltung bildete, mit Heftigkeit stets die Partei gegen die Verurtheilte genommen.

Der Tag der Vollstreckung des Urtheils war gekommen. Es war ein heller, kalter, wolkenloser Novembermorgen. Auf dem Rheine lagerten sich die Nebel an einzelnen Stellen, auf den Bergen aber und überall sonst im Thale, lag der fahle Glanz der eben aufgehenden matten Wintersonne. In St. Goar war längst Alles in Bewegung, Tausende von Menschen strömten aus der ganzen Umgegend auf allen Wegen nach der Stadt, um ein so außerordentliches, seltenes Schauspiel mit anzusehen. Schon in der Dunkelheit hatten sich die Wirthshäuser gefüllt, und lebhaft wurde überall nochmals die ganze traurige Geschichte erörtert und besprochen.

„Ja," sagte der kleine Barbier, Crispin Scherer, welcher vor wenigen Wochen die Wittwe Seiffwasser wirklich geheirathet hatte, und in Folge dieses gewagten Unternehmens in die wohllöbliche Barbierzunft als Meister aufgenommen war, — „ja, Ihr habt schon recht, Meister Keller, und es läßt sich wenig dagegen anführen, aber, ich weiß nicht, es ist doch grausam, ein so junges, hübsches Mädchen auf eine so barbarische Weise zu tödten, und möglich bleibt's doch noch immer, daß sie unschuldig ist."

„Hört die Weisheit," rief ein Anderer, „es wäre Dir wohl recht, wenn Du tauschen könntest, und Deine liebenswürdige Frau statt der schönen Elsbeth hingerichtet würde! Geht nicht, mein Kleiner, aber dafür bist Du jetzt auch Meister, und an Seifwasser wird es Dir niemals fehlen!"

Ein schallendes Gelächter folgte diesem rohen Scherze.

„Mir ist das Ding auch nicht nach dem Sinn," fiel der Faßbinder ein, dessen Bekanntschaft der Leser im ersten Kapitel gemacht hat, „mit der Tortur kann man am Ende aus jedem Menschen herausfragen, was man will, und geschweige aus einem Mädchen — ich mag auch das Massacre gar nicht mit ansehen!"

„Ei, wie soll man denn die Wahrheit erforschen und erfahren," bemerkte ein Gerichtsschreiber, „ohne die peinliche Frage? Kein Verbrecher würde ein Geständniß ablegen, wenn er wüßte, daß man ihn nicht auf der Folter dazu nöthigen könnte. Alle Verbrechen müßten unbestraft bleiben, Diebstahl, Mord und Todschlag würde ein gesuchtes Gewerbe werden."

„Er hat recht! er hat recht!" rief die Menge.

„Und die Delinquentin ist ja nicht einmal gefoltert worden," fuhr der Gerichtsmann wichtig fort, „sie hat ja das Geständniß freiwillig abgelegt —"

„Das nennt Ihr freiwillig?" unterbrach ihn der Faß-

binder, „wenn man sie dem Scharfrichter übergiebt, ihr die Marterwerkzeuge vorzeigt, die Tortur befiehlt und ihr die Kleider vom Leibe reißen will — das nennt Ihr freiwillig? Der Teufel hole solche Freiwilligkeit! Gefoltert oder nicht gefoltert, das bleibt sich gleich, das Geständniß ist abgezwungen, weiter nichts!"

„Es ist ein Jammer, daß Ihr nicht die Vertheidigung der Unschuld vor Gericht geführt habt, höhnte Jener, „sie wäre dann vielleicht freigesprochen. Ihr vergeßt nur, daß die Zeugen Alles bestätigt, daß Alles haarklein übereinstimmt — und wo ist denn das Kind, wenn sie's nicht umgebracht?"

„Ja, wo ist das Kind?" entgegnete etwas schüchtern der kleine Barbier, „wo ist das todte Kind? Hat man's gefunden? Ich meine, es wäre nöthig, daß man's gefunden hätte, ehe man Jemand seines Mordes wegen verurtheilt."

„Narr!" rief der Lohgärber, „wenn man solch einen Wurm beim hohen Wasser in den Rhein schmeißt, und bindet ihm einen Stein um den Hals, da fressen's die Fische oder es schwimmt nach Holland! Das Urtheil ist richtig und es ist gut, daß ein Exempel statuirt wird."

„Wäre der Kretsch hier," entgegnete der Faßbinder, „wer weiß, wie die Sachen ständen."

„Der Kretsch ist längst todt, und es ist gut für ihn, daß er todt ist, er trägt die größte Schuld; hätte er das Mädchen nicht verführt, wäre sie nicht in das Unglück gekommen."

„Der Kretsch würde auch nichts haben ändern können," sprach der Lohgärber wieder, „wer weiß überhaupt, ob er der Vater des Kindes ist. Hat das Mädchen nicht immer mit Andern geliebäugelt? Der verdammte Franzose, welcher meinen Vetter in die Schulter geschossen, mag ihr wohl auch nah genug verwandt sein, sonst würde er sie nicht haben befreien wollen."

„Schämt Euch," versetzte der Faßbinder, „schämt Euch, daß Ihr das arme Ding noch mehr beschimpfen wollt, als sie es ohnehin ist. In einer Stunde hat sie's überstanden, und die Strafe ist wahrlich hart genug, selbst wenn sie schuldig ist."

„Ja, selbst wenn sie schuldig ist," wiederholte der kleine Barbier.

„Dummer Schnack," rief der Lohgärber, „Ihr seid der ungläubige Thomas. Kommt, wir wollen gehen, sonst bekommen wir keinen guten Platz und ich muß es ganz in der Nähe sehen, so etwas sieht man nicht alle Tage!"

„Ich bleibe hier," entgegnete der Faßbinder, „ich mag's nicht mit ansehen, geht! wohl bekomm's Euch!"

„Ich mag's auch nicht sehen," wiederholte der Barbier.

„Nun nach Eurem Belieben,“ sprach spöttisch lachend der Lohgärber, „ich werd's Euch nachher erzählen — doch — hört, ich glaube, sie bringen sie schon! Wahrhaftig da kommen sie schon an! Nun werd' ich doch keinen guten Platz erhalten, das hat man von solch dummem Geschwätz.“

Alle stürzten bei diesen Worten des Lohgärbers aus dem Zimmer, mit Ausnahme des Faßbinders und des Barbiers, welche sich damit begnügten, an's Fenster zu treten, um von hier aus den Zug vorübergehen zu sehen. Sie konnten jedoch ihre Neugierde auf diese Weise nur unvollkommen befriedigen, denn die draußen befindliche Menschenmasse stand so dichtgedrängt, und hatte jede sich darbietende Erhöhung, als Prellsteine, Fensterbänke und Treppen, so sehr zur Gewinnung einer besseren Ansicht in Besitz genommen, daß den beiden gedachten Personen nur eine sehr beschränkte Aussicht zwischen den Köpfen, Schultern und Beinen der auf der Straße befindlichen Neugierigen übrig blieb.

Der Zug kam langsam durch die lautlose Menge heran. Zuerst eine Abtheilung bewaffneter Bürger, dann drei Mitglieder des Gerichts, dann der Karren mit der Verurtheilten, welchem zur Seite der Geistliche ging, und dann der Scharfrichter, — der Meister von Nachstädten, mit seinen beiden Gehülfen unmittelbar folgte, den

Schluß machte wieder eine Abtheilung bewaffneter Bürger. Still und ohne Geräusch bewegte sich wie ein Leichenzug dies Alles vorwärts, Niemand von all den Menschen war roh genug, der Unglücklichen einen höhnenden oder verletzenden Ausruf hören zu lassen. Nur die klagenden Töne des armen Sünderglöckchens wimmerten durch die Luft, und unterbrachen die ängstliche, drückende Stille.

Elsbeth saß bleich, im weißen mit schwarzen Schleifen besetzten Gewande auf dem Karren, die gefesselten Hände gefaltet, mit gesenkten Augen, leise Gebete sprechend. Ihr langes, lichtbraunes Haar fiel wie ein Schleier über ihren Nacken, sie theilweise verhüllend. Am Rathhause mußte der Zug der dichtgedrängten Menschenmenge wegen halten, bis der Weg sich geöffnet. Eben im Begriff denselben fortzusetzen, unterbrach ein lauter, verzweiflungsvoller, wiederholter Ruf die Stille; alle unausgesetzt auf Elsbeth gerichteten Blicke wendeten sich nach der Gegend dieser unerwarteten Störung. Ein bleicher, wild aussehender Mann, stürzte durch die Menschenmasse heran, sich gewaltsam und rücksichtslos Bahn brechend.

„Halt!" schrie er noch aus der Ferne, „halt! um Gotteswillen, halt! ich bin hier, ich bin wieder hier! Elsbeth! meine Elsbeth," rief er dann, endlich bis zu

ihr durchgedrungen, indem er auf den Karren sprang, und das gefesselte Mädchen fest umschlang; „ich bin wieder bei Dir, und Du sollst leben, so wahr es einen Gott im Himmel gibt, oder ich will mit Dir sterben!“

„Johannes, o mein Johannes, Du bist wieder da!“ hauchte Elsbeth, deren bleiches, schönes Gesicht nun plötzlich eine tiefe Röthe bedeckte — ich habe unser Kind nicht getödtet — es lebt, Johannes! Du wirst es sehen — Du wirst es küssen!“

Nach diesen Worten sank sie bewußtlos, von den Armen des Geliebten gehalten, zusammen.

„Das Kind lebt! Das Kind lebt! Sie hat's gesagt! Sie ist unschuldig! unschuldig verurtheilt!“ tobte jetzt die leicht erregte Menge; „nehmt sie herunter! Herunter mit ihr von dem Karren! Sie ist unschuldig! Elsbeth Hager ist unschuldig!“

Unter dem Jubel des Volks hob Kretsch die Ohnmächtige herab, die Menge machte gewaltsam Platz und stieß die Wachen und den Scharfrichter zurück, welcher nur mit Mühe vor thätlicher Mißhandlung geschützt werden konnte.

Kretsch trug die Bewußtlose in den unteren Rathhaussaal, die Menge drängte nach. Das Gericht versammelte sich sogleich, und, nachdem dem Mädchen die Fesseln abgenommen und mehrere stärkende Mittel ange-

wendet waren, kam sie wieder zu sich. Es begann ein kurzes Verhör. Elsbeth stand vor den Schranken, noch immer von den Armen des Geliebten unterstützt, der nicht zu bewegen war, sich von ihr zu trennen, eben so wenig konnte der Saal von den Zuhörern gereinigt werden, Kopf an Kopf standen sie dichtgedrängt in demselben und weiter auf dem Flur, dann auf der Straße, Alles bildete eine unabsehbare Menschenmenge.

„Ihr sagtet, Euer Kind lebe,“ begann der Vorsitzende, „könnt Ihr dies beweisen, Elsbeth Hager?“

Jedes Geräusch verstummte, eine plötzliche lautlose Stille trat ein, Jeder lauschte ängstlich den Worten der Gefragten.

„Es lebt,“ erwiederte diese, ihre freudigen Blicke nur auf Kretsch gerichtet, als hätte sie diesem allein Auskunft und Rechenschaft zu geben, „es lebt bei meiner Base in Homburg, wohin ich es gebracht, als ich es aus dem Försterhause fortgenommen.“

„Wenn es wahr ist, was Ihr jetzt sagt, warum verschwiegt Ihr dies bisher, täuschtet das Gericht und ließet Euch zum Tode verurtheilen?“

„Weil sie unser Kind getödtet hätten, Johannes, wenn sie gewußt, daß es noch lebe — tausendmal wäre ich selbst lieber gestorben!“

Eine tiefe Bewegung lag auf jedem Gesichte bei dieser

Antwort des Mädchens, über die fieberhaft gerötheten Wangen von Kretsch aber rannen ungehindert die Thränen, ohne daß er es bemerkte.

„Wer wollte Euer Kind tödten?" fuhr der Richter fort, „es ist eine harte Anklage, die Ihr aussprecht, bedenkt wohl, was Ihr sagt."

„Der Oheim," entgegnete das Mädchen, „der Oheim hatte geschworen, es zu tödten, aber er hätte es vielleicht dennoch nicht gethan — aber — der Caplan! der Caplan — ich sollte mit ihm ziehen nach Frankreich, und da ich mich weigerte, drohte er auch, mein Kind zu tödten — und er hätte Wort gehalten — er hätte es gemordet!"

Ein lautes Murren, das draußen zu einem Wuthgeschrei anschwoll, lief durch die Menge.

„Und Ihr behauptet, daß Euer Kind jetzt noch bei Eurer Base in Homburg sich am Leben befinde?" fragte der Richter mit bewegter Stimme weiter.

„Wenn es nicht in der Zeit meiner Gefangenschaft gestorben ist, was der liebe Gott verhindert haben wird, so lebt es."

„Und warum gesteht Ihr jetzt erst diesen wichtigen Umstand?"

„Weil Du jetzt wieder da bist, Johannes, nun wird es Niemand wagen, ihm ein Leides zuzufügen."

„Eure Base in Homburg, hatte Sie keine Kenntniß von Eurem Prozesse? Wie ist es möglich, daß auch sie geschwiegen?“

„Sie hat mir auf das Evangelium geschworen, gegen Niemand die Eltern des Kindes zu verrathen, bis ich sie von diesem Schwure entbinden würde.“ —

„Führt die Gefangene zurück in das Gefängniß,“ befahl der Vorsitzende, nach kurzer Berathung des Gerichts, „wir werden die Aussage der Beschuldigten untersuchen — die Hinrichtung findet heute nicht statt!“

Ein unendlicher Jubel folgte diesem Ausspruche. Im Triumphe wurde die noch vor wenigen Augenblicken schon dem Tode Verfallene, von Kretsch geführt, durch die Menge zurückgeleitet und befand sich bald wieder, aber von den Armen des Geliebten umschlungen, in dem engen kleinen Gefängniß, welches sie vor einer Stunde, ohne jede irdische Hoffnung, verlassen hatte.

„Nun, Gevatter,“ sagte am Abend desselben Tages in dem dichtgefüllten Wirthshause der biedere Faßbinder zu dem Lohgärber, „nun, Gevatter? Seht Ihr, nun ist sie doch unschuldig, und die Tortur und die ganze Juristenfakultät in Gießen sind zum Spott und Hohn, ja wären beinahe zu Mördern an einem unschuldigen, kreuzbraven Mädchen geworden!“

„Ja, an einem unschuldigen, kreuzbraven Mädchen,

wie es wenige in der Welt geben mag," wiederholte der kleine Barbier, als der Lohgärber verlegen schwieg, und auch der Gerichtsschreiber keine Erwiederung zu finden vermochte, „und der Caplan, der Schuft, ist auf und davon!"

„Es war sein Glück," setzte der Faßbinder hinzu, seinen nervigen Arm emporstreckeud, „es hätte ihm sonst leicht schlecht ergehen können!"

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bei demselben Verleger sind ferner erschienen:

Aristokrat und Demokrat.

Novelle

von

Penseroso.

3 Theile.

Arwid.

Ein Roman aus der Wirklichkeit,

von

Wilhelmine von Sydow.

2 Theile.

Dresdens Maitage.

Ein Zeitbild

von

M. Norden.

3 Theile.

Keine Politik.

Roman

von

Ida Frick.

2 Theile.

August, Fr. L., die Liebe am Rhein. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. 8. 1844. 1 Thlr. 10 Ngr.

Chownitz, Julian, Geld und Herz. 2 Theile. 8. 1842. 2 Thlr.

Cünzer, Borromäus, Novellen. 2 Thle. 8. 1847. eleg. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: 1r Band. Der Schwan von Avon — Winifred. 2r Band. Das Quartett — Die Gräfin Gräfenheimb.

Gustav vom See, Egon. Ein Roman. 3 Thle. 8. 1843. 3 Thlr. 7½ Ngr.

—— Aus dem Leben. Novellen und Erzählungen. 8. 1843. 1 Thlr. 9 Ngr.

—— Rancé. Ein Roman. 3 Thle. 8. broch. 1845. 4 Thlr.

—— Rheinische Novellen. 8. broch. 1846. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Inhalt: Die beiden Bilder — Mein Oheim und mein Schwiegervater — Eine Stunde in der Passagierstube zu C.

Herloßsohn, C., die 500 vom Blanik und die Sylvesternacht. Zwei Erzählgn. 2te Aufl. 8. 1828. 27 Ngr.

—— Stephan Maly, der Montenegrinerhäuptling. Historisch-romant. Erzählung. 2 Thle. 8. 1828. 2 Thlr. 6 Ngr.

Henricus, Bruno, Novellen. 8. 1841. 1 Thlr.

Inhalt: Der relegirte Student — Der Rächer seiner Ehre.

Klencke, das deutsche Gespenst. 3 Thle. 8. eleg. broch. 1846. 4 Thlr.

(Ein höchst interessanter Zeit-Roman.)

—— Die deutschen Pharisäer. 3 Theile. 8. eleg. broch. 1847. 5 Thlr.

Lorenz, W., Emilie, oder so liebt ein deutsches Herz. — Der gefundene Schleier. Zwei Erzählungen. 8. 1826. 1 Thlr. 10 Ngr.

—— Die Belagerung von Gotha. Ein historisches Gemälde des 16. Jahrh. 8. 1827. 1 Thlr. 10 Ngr.

—— Prinz Siegmund von Sachsen und seine Brüder. Ein historisches Gemälde des 15. Jahrh. 2 Theile. 8. 1828. 2 Thlr.

—— Der Schloßberg bei Töplitz. Eine Geschichte des 17. u. 19. Jahrh. 2 Theile. 8. 1829. 2 Thlr.

—— Der Fürstensohn. Eine Geschichte unsrer Zeit. 2 Theile. 8. 1830. 2 Thlr.

—— Bona von Lombarda. Ein histor. Roman a. d. 15. Jahrh. 2 Theile. 8. 1831. 2 Thlr.

—— Die Geschwister oder die Croaten in Altenburg. Romant. Geschichte aus dem 17. Jahrh. 8. 1834. 1 Thlr. 6 Ngr.

—— Er kehrt zurück. Ein Roman. 8. 1835. 1 Thlr.

—— Anna von Koburg. Ein histor. Roman. 8. 1836. 1 Thlr. 10 Ngr.

—— Die Reise nach Rom. Ein Roman. 2 Theile. 8. 1837. 2 Thlr. 6 Ngr.

—— Riesen- und Rosenburg. Ein Roman aus dem 14. Jahrh. 2 Theile. 8. 1838. 2 Thlr. 12 Ngr.

—— Der Uebel größtes ist die Schuld. Wahrheit im Romangewande. 2 Theile. 8. 1839. 2 Thlr. 6 Ngr.

—— Der Fluch. Romant. Gemälde a. d. 16. Jahrh. 2 Theile. 8. 1840. 2 Thlr. 21 Ngr.

Lorenz, W., Schloß Tornitz. Romant. Gemälde aus dem 17. Jahrh. 2 Thle. 8. 1841. 2 Thlr.

—— Der Proceß. Geschichtl. Roman. 3 Theile. 8. 1842. 3 Thlr.

—— Olav der Dänenprinz. Roman. 8. 1843. 1 Thlr. 6 Ngr.

—— Telesile von Vaudemont. Roman. 2 Thle. 8. 1844. 1 Thlr. 24 Ngr.

—— Vor 51 Jahren und heute. 2 Theile. 8. broch. 1845. 2 Thlr.

—— Friedrich II. Einzige Liebe. 8. broch. 1846. 1 Thlr.

—— Von Altenburg nach Paris. 2 Theile. 8. eleg. broch. 1847. 2 Thlr. 12 Ngr.

—— Rue de Langlade. Ein geschichtlicher Roman. 1 Thlr. 12 Ngr.

Norden, Maria, Erzählungen. 2 Theile. 8. 1842. 3 Thlr. 6 Ngr.

Inhalt: Die Stiefschwester — Paul Scalig in Preußen — Das Zusammentreffen auf Helgoland.

—— Maria, Astolfo Vardonnas. Ein Gemälde aus Spanien. 3 Theile. 8. 1845. 3 Thlr. 6 Ngr.

—— Ilmhorst. Ein histor. Gemälde aus Hamburg's Vorzeit. 3 Theile. 8. 1846. eleg. broch. 3 Thlr.

—— Feldblumen. Novellen. 2 Theile. 8. 1847. eleg. broch.

Inhalt: Vater und Sohn — Der Weber von Langenbielau — Der Flottenoffizier — Bad Kissingen.

—— Paris und Berlin. Roman aus der neuesten Zeit. 2 Theile. 2 Thlr. 24 Ngr.